

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 96

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Ulrich Horstmann Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort
von Walter Gödden



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 96

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden
Band 96

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei ge-
bleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2020 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1571-4
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Lyrik

per aspera	9
nachricht	9
rat-race	10
Resistenz	10
Nachgedicht I	11
II	11
III	12
IV	13
XII	14
XVIII	15
XXIII	15
XLIV	16
Zwiesprache mit dem Brudertier	17
Doppelgänger	17
Aus dem Zwanzigsten	18
Im Reich der Freiheit	19
Schwedentrunk	20
Raumkapsel	21
Altstadt mit Skins	21
Nachfassen am Kiosk	23
Madonna, spätes 15. Jahrhundert	23
Reality-TV	24
Karl Marx – winterfest	25
Schlank, rank	26
Stehender Verkehr	26
Negative Höhe	27
Blackmail	28

Steckbrief K.S.	29
Picknick am Schlagfluß	30
Fettlebwohl	31
Kampfschweiger II	32
Fugue	33
Sechzehn Kills	34
Ein Haldenherz für die Archäologie	36
Open-air mit Blickfang	36
Staubfänger I-III	37
Eiertanz	41
Emeritanien I	42
Gebetsmühle	42
Konkurskorrektur	43
Stunde der Wahrheit	44
Aufbruch	45
Schwermutmacher	46
Aphorismen	47
Prosa	
Auszug aus »Patzer«	76
Dramatisches	
Auszug aus »Würm. Ein Spektakel«	86
Hörspiel	
Auszug aus »Kopfstand«	97
Streitschrift / Essay / Forschung / Interview	
Auszug aus »Das Untier. Konturen einer Philosophie der Menschenflucht«	107
Auszug aus »Der lange Schatten der Melancholie«	115

Auszug aus »Die Aufgabe der Literatur. Wie Schriftsteller lernten, das Verstummen zu überleben«	121
Auszug aus »Schreibweise. Warum Schriftsteller mehr von der Literatur verstehen als ihre akademischen Bevormunder«	126
Das Prof – ein voreiliger Lexikoneintrag	130
Hai Teck und Kabel-Jau. Eine Computerschelte	133
Literarische Wehrpflicht. Interview mit Timo Engler	139
Selbstmord, Alter, Tod. Interview mit Frank Müller	148
Nachwort	163
Textnachweise	173

Lyrik

per aspera

in der trauer zwischen den sonnen
die sichtluken
verspiegelt
vom galaktischen staub
im rücken
verkraterte globen
mutantengreuel
kollektive entsöhnung
zusammengepferchter generationen
titaniumverbarrikadierte slums
driftende prometheusaltäre
zwischen den nebeln
die aura von unrat
ausgestoßen
und doch unentrinnbar
in den äonen
des freien falls

nachricht

meteoritenbeschlackt
die schotten
ein weites
erstarrtes gähnen
das torkeln
verstoßener materie
über lichtjahre driftend
vorm sonnenwind
noch gewendete wracks
kampflos gelassen
widerstrebend zurückgeschoben

aus dem raum
botschaftslose
zerlochte
metallfetzen

die bergungsschlepper saugen sich an
Schmarotzer
in ewigkeit

rat-race

ratten in labyrinthen
›trial and error‹ ratten
lernen schnell

der weg wird geläufig
die köder
werden
abstrakter

schon erklären einige die flötentöne zu musik

Resistenz

vernarbender Fels
die langsam schrumpfenden Pestbeulen der Wälder die
zerstrahlten Säuger-Metastasen

das Wunder
einer genesenden Materie.

Nachgedicht I

noch unbeschadet
am Himmel
der Spionagesatellit

mit der Verlässlichkeit
des Automaten
zieht er Fotobänder
von der Oberfläche des Planeten

von den Apfelschälern
am Grund ruft niemand mehr
die Daten ab

die Nachgeschichte
verbleibt
in der Obhut
der Bordspeicher

unbeschadet
in der Ekliptik
die wieder verschlossene
Büchse der Pandora

II

die Druckfront
hat das Oberteil der Brücke
von den Pylonen gewuchtet

das ist lange her

in dem spitzen Winkel
zwischen der abgestürzten Trasse

und der überbrückten
Fernstraße
baut der Wind
sein Elsternest

aus Haaren und Laub
Knochenspänen
und den Eingeweiden
der verrottenden Limousinen

III

in verlässlicher Entfernung
von der noch unversehrten
Abfahrt
die Station

Firmenemblem und Plakate
ergraut
unter den Sandböen
im Wind

frei pendelnde Schläuche
die Vegetation
luxuriert
in den Toiletten
unter den Ersatzteilen
grassiert
der Rost
ein Zweisitzer
befindet sich
seit Jahr und Tag
in Reparatur
und quetscht sich
die Reifen

hinter der Zapfsäule
ausgestreckt
ein geduldiger Kunde
auf der Stirn
in der Sonne
noch ein kolbenrunder
Rest
an den Rändern eingerollter
gerunzelter
Haut

IV

die längst überwucherten Ackerränder
Unkraut
auf der ganzen Länge
der Fluchtfurchen

Baumreihen Gehöfte Bergkette

wie der Wind alles schleift

die riesigen Senken auf den Feldern
die Winterbäume vor der Julisonne
der Aschenschatten des skelettierten
Wohngebäudes

auf dem Dachboden
Himmelblau

XII

wie nicht anders zu erwarten
ist die Schule
noch völlig intakt

zwar sind inzwischen
die Scheiben blind
der Schulhof
verrumpelt
in den Klassen selbst
aber herrscht Ordnung

vorschriftsmäßig
sind die Stühle
auf den Tischen
abgestellt
das Klassenbuch
ist geschlossen
die Bilder hängen gerade

an der Wandtafel
in exakten Kreidedruckbuchstaben
EVAKUIERUNGSÜBUNG
SCHUTZKLEIDUNG NICHT VERGESSEN

wenn es nach dem Augenschein ginge
könnte hier
schon morgen wieder
humanistische Bildung
vermittelt werden

XVIII

die Kälte in den Wänden
die blinden Fenster
die an den Klebenähten sich lösenden Tapeten
die mürben Gardinen
die ausgebleichten Farben der Sitzelemente
die vertrockneten Pflanzen auf den Fensterbänken
die angebackenen Nahrungsreste auf dem Geschirr
die Spinnen im Bad
die Netze unter den stumpfen Kränen
die flitzenden Silberfischchen
die halb aufgerollten Poster
die wellig verrunzelte Haut des Covergirls
der Kadaver
das Sickern der Toilettenspülung
die verkommene Stereoanlage
die erstickte Luft

XXIII

den Büchern hat es
gründlich
die Sprache verschlagen

panisch
aus den Regalen flatternd
haben sie sich
in den Bibliotheksruinen
oder auf dem Vorhof
zu Tode gestürzt

jetzt müssen sie Blätter lassen

dafür wird
bei höheren Windgeschwindigkeiten
der Traum
von der Allgegenwart des Literarischen
im Seitengestöber
für Stunden
wahr

XLIV

der Waffenstillstand
ist unverbrüchlich

als Spiegel
steigt der Mond
aus den Kratern

die Opfer
sind vergessen
über der Schönheit
der Trümmerstädte

der letzte Krieg
hatte sein Gutes

so friedlich
strahlt das Niemandsland

Zwiesprache mit dem Brudertier

Hinter der Schlachthofmauer
graffiti-bewachsen
Hier lassen Sie töten!
das Gequieke von westfälischem Knochenschinken
Mit Spiegeleiern, wie denn sonst!
täuschend echt
ist aber
das Tor steht offen
kein Schwein auf dem Hof
zwei Handwerker ausgenommen
die im Vorgriff auf die Fassadensanierung
Gerüstschrauben anziehen
die Laute ausstoßen
Alles Gewohnheitssache, bloß der Gestank,
tierisch
und bestimmt auch blutig
wenn das Werkzeug ihnen
bei Ostwind
herumschlagend
einfach nicht auszuhalten!
das Genick bricht

Doppelgänger

Ein Tölpel ohne böses Blut
mit seiner Handvoll Reime
ganz Unverstand wenn sich was tut
und ich ihn lustlos leime

ein Stubenhocker im Papier
aus dem ihm Welten steigen
setzt er die Füße vor die Tür
tanzt er den Stolperreigen

mit mir der ihn auf Schritt und Tritt
beschattet und begleitet
von Anfang ging kein anderer mit
wer ist schon so besaitet

daß er mit diesem Klotz am Bein
das große Rennen lief
ein Blindfisch müsste flinker sein
doch wenn er mir entschlief

ich kaufte ihm das schönste Grab
die Schrift auf Marmorbüthen und –
führe selber mit hinab
die Nachwelt zu zerrütten

Aus dem Zwanzigsten

Keine Angst
es ist
wie es immer war
Sengen und Morden
die Vernunft
am Pranger
die Künste
scheinheilig
das Glück
ein Rattenloch
das Leben
Café Keese täglich Totentanz
wir haben das Zwanzigste
glaube ich
pestbeulenfrei
Kreuzzüge satt
und eine Bombenstimmung
in den Gebärmüttern

Grüße
die ganze Keimbahn runter
liebe Grüße

Im Reich der Freiheit

Dies ist das Ländchen Wohlgemut
da herrscht ein frohes Treiben
dem Staatsmann quillt sein Konvolut
vor lauter Dankeschreiben

Schon Kindern ist so wunderbar
daß sie mit Tränen kämpfen
und Greise schlucken Pharmaka
die Lebenslust zu dämpfen

So geht das große Ringelreihn
tief in die lauen Nächte
wir alle wollen Brüder sein
und keiner hält mehr Knechte

Nur hinter Gittern tief im Zoo
da zeigt ein Schatten Krallen
der hungert reglos auf dem Stroh
und läßt sich nichts gefallen

Schwedentrunk

Seit geraumer Zeit
ist meine Gedankenwelt
in Zersetzung befindlich

Obzwar die anfallende
Gülle in gewissen
Abständen drainiert und
abgeführt wird schreitet
die Vergiftung fort

Beneidenswert das Abgestorbene
gegen den Wundbrand
der Vernunft wo
sie noch arbeitet
in der Brühe

Ein jämmerliches Spektakel

Das Untertauchen wird
immer mehr zur
Gewohnheit dann ist
es weg dieses
sich Verlieren überschwemmt
vom sich Verlorenhaben

Mein Schwedentrunk gib
her der Dreißigjährige
Krieg da oben
geht zu Ende
los doch trichtert
mir ein hinter
vorgehaltener Hand stinkt
es schon nach
eurem faulen Frieden

Raumkapsel

Von Sternen sintert Urzeitlicht
es ist kein Atemholen
Metall begrünt die Sonne nicht
noch was sich fortgestohlen

Am Anfang war ein Feuermeer
von tausend Scheiterhaufen
am Anfang war ein Riesenspeer
den hielten Kabelschlaufen

Sein Flug zerbrach ihn wie ein Wild
an dem die Hunde hängen
zerstückelt vor dem Flammenschild
von ungeheuren Fängen

Der Kopf tanzt auf den Wellen fort
soviel treibt auch vom Speere
ganz abgetrennt ganz über Bord
ganz Geisterschiff ins Leere

Darin sind noch die Augen weit
die wie in Hatz erstarrten
die Ufer säumt in Ewigkeit
der Galaxiengarten

Altstadt mit Skins

Schon dem hastigen Gestolper war anzuhören:
Der Mann ist nicht aufzuhalten.

Als wir ihm unter der Turmuhr
in geselliger Runde

das Kreisen beibrachten,
hätte uns dämmern sollen:
Der Mann redet sich nicht raus.

Als Rune die Zahnsperre einsetzte
und ein paar Katzenköpfe
ordentlich Biß kriegten,
hätte uns klar sein können:
Der Mann ist aus ganz anderem Holz.

Als Mutterkreuz ihm ans Leder ging
und dafür ein Adamskostüm verpaßte,
als Folgeschaden in den Kniekehlen
die Schwerkraftfalle zuschnappen ließ,
hätte der letzte begreifen müssen:
Der Mann ist nicht umzubringen.

Statt dessen betraten wir
immer schön der Reihe nach
seine Intimsphäre.
Das ging auf den Zeiger.
»Nachts«, orgelte V2, »werden die nämlich
gnadenlos abgestellt,
die Glockenspiele.«

Urkomisch. Bloß war der Mann
auch zum Ausklang der Körperpflege
für Anzüglichkeiten nicht zu haben
und schlug seine Stunde.
Laut und vernehmlich schlug er sie.
Jeder bekam es mit.

Also haben wir das Handtuch geworfen.
Über ihn.

Man muß wissen, wann
man keine Chance mehr hat.
Man muß Opfer bringen.

Nachfassen am Kiosk

Die Brüste hier sind bloß,
die Brüste hier sind bloß
Papier und von hinten
beschriftet; Achmed legt der Auslage
in der Auslage zwei Flaschen an.
Die ziehe ich vorsichtig
zu mir herüber und lasse das Fleisch
unangetastet. Diese Fülle
hinter Glas. Aber hallo.
Darauf trinken wir einen.
Wie ein schwereloser Kronkorken
unter der Straßenlaterne
geht über dem Flaschenboden,
geht über den laschen Hoden,
die Säufersonne auf.

Madonna, spätes 15. Jahrhundert

Ein Überleben
altmeisterlich fixiert
auf von Weingeist und Mastix durchfluteter Tafel
eingebettet zwischen Lasuren
umschmeichelt von demütigen Pinselstrichen
einander wieder und wieder überlagernd
bis zur Selbstauslöschung ganz
wie es die Zunftregel verlangt
damit das Tiefenlicht Raum hat
auf der Fläche

damit das Heilige jenseits aufscheint
aus dem Bleischwarz verkohlter Knochen
aus dem zu Umbra verwitterten Erz
aus dem Unschuldsweiß
des in Urindämpfen baumelnden Bleis
damit SIE gebenedeit unter den Weibern
der Andacht leibhaftig vor Augen steht
allem Irdischen entrückt
und umloht vom doppelten Strahlenkranz
aus königsgelbem Arsen

Reality-TV

Ich blende auf von Laienhand,
ich linse euch um den Verstand,
ich bin der Kitzler in der Wunde,
bring heiligen Schein in letzter Stunde,
daß euch der Sehnerv brennen soll.
Die Welt ist geil, ist übervoll
von Leidenslust, von draller Qual,
von Glücksgeschluchze. Mein Kanal
führt Wasser vor der Fehlgeburt,
die Mannsmilch, die ein Prinz verhurt,
den Roten, der den Sieg begießt,
den Roten, der aus Opfern fließt.
Ein falscher Schnitt – wen schmerzt das schon?
Der Zitter-Zoom zeugt doch davon,
daß hier die Zuckung live erscheint.
Jetzt! Haltet drauf, der Killer weint.
Ich strahle aus. Ein Mordsgesicht.
Das schenk ich euch, mehr braucht es nicht.

Karl Marx – winterfest

Mit Hammer und Sichel
ist jetzt Sense.
Deshalb begegnen wir dem Abgott in Großmut
und behandeln ihn stiefmütterlich. Gewähren
Zuflucht auf gelbem, weißem, blauem Untergrund,
Asyl in herbstlich bepflanzten Balkonkästen,
wo er wie früher in Blüte stehend,
vollbärtig und zürnend,
ganz der Alte,
zur Straße herunternickt
und davon zehrt,
der Bourgeoisie, die ihn bezupft und ihn begießt,
auch grabpflegerisch unverzichtbar zu sein.

Schlank, rank

Schlank,
rank,
lang
fällt ihre Strickgarderobe.
Zielstrebig stellt sie aus
wie Djangos knöcheltiefen Ledercoat.
Der Bürgersteig schon unsolide,
ein Laufsteg,
der auf sie zuhält,
nein, ein Strom,
reißend wie das Hochwasser
zwischen den Brückenpfeilern.
Kein Halten mehr
über Rundbögen.
Ihr Leib eine männliche
Fieberkurve, Abbild
der eigenen Kopflosigkeit;

denn im Rückblick
hat sie kein Gesicht.
Statt dessen trägt sie
– bei fünf Grad Außentemperatur –
ein tiefes Sommerabenddekolleté.
Ist es passiert,
bleiben Gewölbe
aus glattgestreicheltem Gestein,
Rundbögen bleiben,
zum Ertrinken schön.

Stehender Verkehr

Der stehende Verkehr
ist ihre starke Seite.
Korrekt,
daß auf den Ausfallstraßen vor Ortsende
mehr zu holen wär.
Doch kennt man einmal sein Revier,
sagt sie,
doch hat man sie im Griff,
die Parkplatzpappenheimer,
dann ist es leicht verdientes Geld.
Aufblasen lassen
heißt die goldene Regel,
und die Entladung durchstehen, leicht
zurückgelehnt –
schon geht den Zampanos die Puste aus.
Die kleinen Würstchen
können penetranter sein, und wie,
mit ihrer Feilscherei und ihren Klageliedschmonzetten.
Die schreiben Briefe,
greinen selbst dem Boss ins Telefon.
Der sagt:
»Sie tut nur ihre Pflicht, der Schlitz

dient schließlich keineswegs Belüftungszwecken.
Da schieben sie beim nächsten Mal die Taler rein
und sparen sich das Nachspiel
und den Ärger.«
Sonst macht sie eben weiter digital –
kommt leicht auf Dutzende von Nummern über Tag.
Im Amt steckt sie's dem Rechner ihrer Wahl,
der paart die Sünder ohne Sang und Klang
mit ihrem Zwilling auf der Datenbank
und stößt dann orgiastisch
Bußbescheide aus.

Negative Höhe

Hienieden nicht
nur während der Dienststunden verlässlich
im Himmel –
beneidenswert, die Herren Astronomen:
den Urknall im Hinterkopf
wandern sie aus
aus dem Ehekrach, lachkrampfgeschüttelt;
hohen Blutdruck fangen sie
mit Roten Riesen ab,
langlebigen Himmelskörpern – das liegt in der Familie –,

denen, wie das Hertzsprung-
Russell-Diagramm bezeugt,
ein paar Jahrmillionen mehr oder weniger
nicht wehtun; und das überzogene Konto,
weiß jedes Astrophysikerkind,
verhält sich zu den Schwarzen Löchern
im hochgerechneten Universum
wie ein hohlklingendes Sparschwein
zur kapitalen Schwindsucht der Weltwirtschaftskrise.
Dem Himmel sei Dank

für solche Richtigstellung
vom Kopfende der Teleskope her,
für das Gesundshrumpfen aller Probleme.
So überblickt er, der Astronom,
automatisch nachgeführt,
die Zwergenaufstände der Lebensgeschichte,
so linst er weiter,
linst er auf, linst er hinter
erlecklichere Horizonte. Überschlägt,
abgeschieden und klamm,
wie tief sein Stern heut nacht
unter der Erdkrümmung steht,
und nennt das Resultat
negative Höhe oder,
von Kollege zu Kollege,
auch einfach Depression.

Blackmail

Aus heiterem Himmel wohl kaum.
Es gab Vorzeichen;
wer ehrlich ist,
hat es kommen sehen;
aber die Hände zittern doch beim Griff
in den Kasten:
kein Absender, Nullachtfünfehn-
Marke, unleserlich abgestempelt im Briefzentrum
Verrat-ich-nicht. Der Umschlag
wurfsendungsoffen. Der Mann
hat Nerven. Oder ist er nur kundenfreundlich,
wo es geht? Denkt die Gedanken vor,
auf die ein Brieföffner so bringen kann?
Wähl aus,
denn weiter hast du keine Wahl.
Rein gar nichts ist verhandelbar.

Die Botschaft, immerhin in Druckbuchstaben,
teilt Unabänderliches mit,
obschon es in der Watte warmer Worte steckt.
Dann Ort und Zeitpunkt der Zusammenkunft,
mittig gesetzt und basta-fett.
In Schrumpfschrift unten noch die Kontonummer
samt der Erinnerung für jeden Fall,
daß es schon vorher andere getroffen hat:
»Von Beileidsbekundungen bitten wir abzusehen.«

Steckbrief K.S.

Der STEINTAL, Klaus
Geburtsdatum: o.J.
Geburtsort: Vakatville
Größe: ja
Augenfarbe: verschossen
wohnhafte: a.a.O.
wird hiermit zur Fahndung ausgeschrieben.
Der Gesuchte macht sich
auf seine verwechselbare Art
an unbescholtene Bürger heran,
schmeichelt sich ein
und führt Continuity Girls und Studienabbrecher,
Straßenbauingenieure und Streetwalkerinnen
auf die Abwege der Verschriftlichung.
Ein Schicksal, das sie nicht haben,
erklärt er zu ihrem Kapital,
dient sich den unbeschriebenen Blättern
als übersprudelnder Lückenfüller,
billiger Souffleur, Ghostwriter um Gotteslohn,
als Schönschreibprogramm auf zwei Beinen an
und ist in seiner kostspieligen Verwandlung
zum Doppelgänger doch der einzig Einfallsreiche:
ein Parasit, sich mästend an dem implantierten
Hirngespinst,

sich an seinen Hirngespinsten mästen zu können,
ein Vampir der Einbildungskraft,
der das Herzblut seiner Opfer in Wallung bringt,
damit es sich besser saufen läßt,
ein Hochstapler der Fiktionen,
der über den Niederungen seines Namens
das Blaue vom Himmel verspricht
und auf seine Verlässlichkeit pocht,
sobald es am Ende die Lippen färbt.
VORSICHT, der Steintal gibt sich
in der Öffentlichkeit gern zartbesaitet
und weckt Beschützerinstinkte.
Für seine Ergreifung
ist ein Preis
in Anschlag gebracht.

Picknick am Schlagfluß

Annäherungsweise rauscht es
in den Ohren. Ein gutes Zeichen.
Zum Abend ist man in Reichweite.
Jeden Moment kann die träge Strömung
rostrot durch die Sträucher schimmern,
mit deren Namen sich kein Mensch belasten muß.
Das zwischen uns, der Proviant,
wiegt schwer genug. Dich jedenfalls
hat er in Schweiß gebadet, dir
deinen Mund gelöchert, deine Wangen ausgehöhlt,
den Blick verglast, so daß mich
jener Fisch darin durchschaut,
den ich im flachen Seitenarm
– Fluchtweg mit Treibgut dichtgemacht –
per Zeltgestänge erst noch speeren will.
Dann eben nicht. Man nimmt's,
wie's kommt, wird unromantisch satt.

(Wozu schleppt man sich ab.)
Prost, prost! das Biwak steht
schon in den Sternen. Tiefer
die Bucht; der Wind dreht
auf; es flattern Magenwände
mit den Planen um die Wette,
und du pumpst Futter für die Fische in die Welt.
Nur zu, nur zu!
Am Schlagfluß, Halbherz,
laß uns Hütten bauen!

Fettlebewohl

Wir lüften unsere Sechszylinder,
wir stoßen an, wir stoßen auf.
Das alte Glück vergrätzt sanft seine Kinder,
flottweg läuft es beim Notverkauf.

Vom Feinsten haben wir uns abgeschnitten,
die Jahre zog das große Los
zusammen auf vier Silben: wohlgelitten;
bestellt wird Lachs an Trauerkloß.

Nie wieder sehen wir soviel Sterne,
sagt einer von der Leber weg.
Paßt auf, beim nächsten Mahl spuckt ihr die Kerne
von Cocktailkirschen in den Dreck.

Die Unke läßt uns Kröten schlucken,
wir stoßen an, wir stoßen auf –
los, Toast auf einen Abgang ohne Mucken
und ausgecheckt noch Trinkgeld drauf.

Wir lüften unsere Sechszylinder,
der Zugwind facht die Gläubiger an.

*Ein Mundgeruch vereint uns alte Sünder;
doch Vorgeschmack spitzt schon die satten Münder:
auch dieser Kelch wird abgetan.*

Kampfschweiger II

Visite, Visite!
Ich sehe, Sie sind wach und ansprechbar.
Möchten Sie angesprochen werden?
Kein Problem, kein Problem, denken Sie sich
nichts dabei. Posttraumatisch ganz
normal. Nachwehen, sag ich mal,
im Kehlkopf da
von Kopf und Kragen.
Organisch kein Befund, weil
Sie ja ohne Punkt und Komma ...
– aha, das Augenlid, regeneriert, es zuckt,
wie schön –, das überrascht Sie jetzt?
Nachts, wenn Sie schlafen, sprechen Sie.
Es sprudelt nur so raus, Sie reden
– die Zunge? Darf ich die mal sehen? –
wie ein Wasserfall – ja, gut. Jetzt
mit vereinten Kräften auf den Bauch –
und haargenau, nimmt man das Bild
beim Wort, so unverständlich.
Tut gut, nicht wahr. Uraltes Präparat,
die Medizin war da noch salbungsvoll.
Das meiste schließt sich schon
und dann das Schillern in den Regenbogenfarben,
da wird, das muß der Neid den Färbersknechten lassen,
so manches renommierte Lehrbuch blaß.
Entschuldigung, Entschuldigung!
Schon wieder diese wunde Stelle. Ich mein's
nicht so. Ich bin den ganzen Tag wie Sie
bei Nacht ein Plappermaul.

Und weil Sie ja partout – egal,
jetzt der Verband. Die Zähne ordentlich
zusammen. Aber wem sag ich das.
Wem sag ich das.
Sind Sie bereit?

Fugue¹

Nein, nein, wo denkt ihr hin,
er läuft nicht weg, er läuft
dem hinterher, was sich vom Acker macht,
absetzt trotz Nachsatz, und seit Tagen schon,
seit Tagen schon Fahrkarten löst wie er,
nur immer einen Zug voraus, trotz
Nachsatz Nachsehen ohne Nachsicht,
weil sich der Absatz aufführt aufgerührt,
der Bodensatz im Kopf an Sätzen, Wörtern, Material
von gestern, Gesten, Gegenständen,
die nicht mehr heißen wollen
– heiß überläuft es ihn und kalt –
ist es normal, daß Heißen Fieber hat und
überhaupt, wie heißt denn er?

»Können Sie sich das nicht vorher überlegen,
bevor Sie hier den ganzen Verkehr aufhalten?
Also wohin denn nun?«

¹ Fachterminus für den Vorboten einer Amnesie, d.h. die bisweilen tagelange und Hunderte von Kilometern überbrückende ‚Flucht‘, bei der sich das Opfer – im Gegensatz zum Zustand nach dem Gedächtnisverlust – wenig verhaltensauffällig benimmt. Grauzone für Psychologen und Hirnforscher, denn »eine Fugue ist noch nie beobachtet worden«.

Ein Dampflokpfeiff, direkt aus der Erinnerungslücke,
ein aufpoliertes, abgeschmiertes
Drei-Wagen-erster-Klasse-Wort
mit Kupplungsstück,
Dampflokkanpfeiff, verhallt im Kopf,
in Kopfbahnhof und Bahnhofshalle.
»Verstehen Sie doch.«
Und auf den Wagenschildern mit Bestimmungsort
bleibt nur das ... über ... über ...
über.

Sechzehn Kills

Auf der Leinwand der in die Leinwand
vernähte Tote und zack, zack
das Plankenende hochgestemmt, damit
Entseeltes wieder Fahrt aufnimmt.

Nature morte, Stilleben, *freeze*-Frieze
am laufenden Band, das
ist es, was jede Kamera produziert.
Doch wenn der Film schnell genug läuft
– sagen wir, sechzehn Stills, sechzehn Kills pro

Sekunde –

kehrt das Leben zurück,
oder es sieht so aus.

Aber halt mal
die Klappe. Kult-
filmer Parm E. Nideš spuckt drauf,
reibt sich das Glasauge blank
und läßt aufdrehen, aufdrehen,
bis der Starrkrampf im Kasten den Augenblick zehn-
mal hundertmal
aufspießt, fixiert,

bis auf der Leinwand die Leinwand
haltlos am Holz
und in Treue fest
über dem empfänglichen,
doch durchzementierten
Meer, Meer
trotz des Übergewichts der um die Füße des Leichnams,
Attrappe, Attrappe,
gewundenen

waschechten Kette

abbremst und verzögert

und so unbegraben

zur Ruhe

zur letzten Ruhe

»Und gestorben! Danke Jungs.«

Ein Haldenherz für die Archäologie

Hier im Herzen der Halde,
in den erst teilgeschredderten,
auf gut Glück verdichteten Schichten
aus den frühen Siebzigern
liegt es in einem Hohlraum,
spontan entstanden
in der Lawine von Abkippgut
unter einem gegen den Staubsaugerschlitten
verkanteten Bräterdeckel
und wie durch höhere Gewalt
vorindustrieller Erdgeister geschützt,
und wartet,
ummüllt und im Wegwerfkokon,
auf seine noch ungeborene,
noch elternlose,
womöglich nie zur Welt
kommende Ausgräberin.

Open-air mit Blickfang

Nach der Evakuierung
stürmisch vorangetrieben,
beginnt die Luftfahrtschau.
Im Prinzip kann alles fliegen,
stellt sich heraus:
eine Stadt hebt ab.
Auch ihr Bürgermeister,
weit vom Schuß
und angesäuselt hinter Mikrofonen,
beweist politisch Leichtgewicht,
indem er über tote
Farbfernseher

Ruhe und Besonnenheit anmahnt.
Unaufgefordert schlägt das Immobile
sein standorttreues Besserwissen in den Wind
und läßt sich packen,
tanzt, tanzt, tanzt
senkrecht über die Fassaden,
durch Tür- und Fensterstürze,
Dachschaden hin, Dachschaden her,
bis selbst der Balken sich nicht länger biegen will
und diese wohlverdiente Pause gönnt –
ein Wimpernhärchen, da
im unverwandten Auge
des Orkans.

Staubfänger

I.

Es ist früher
Nachmittag
aber rund und rot
steige ich
über dem weiten Land
über den Handtuchfeldern
wie die aufgehende Sonne
vogelfrei in aller Seelen
ruhe und endlich wieder
mit mir eins da
fällt der Brenner aus
der frisch gewartet
so an mir sein Mütchen kühlt
und all die heiße Luft
ballonumhüllt gleich mit
der Sensor zeigt den Temperaturabfall
die Magengrube daß der

Hahn im Korb
zuerst ins Trudeln kommt dann
hohlwangig flattert auch
die Riesenblase
durchsackt und abstürzt
wie ein Stein
der Blasenstein
der unentdeckte immer
hin richtet im Leben nicht mehr
das an Unheil an
was eingetreten wäre
was der Fall hätte sein müssen
gut und gerne
der Fall
falls

II.

Wie es der Zufall will
haben sich um die Aufschlagstelle
Abstauber aufgepflanzt
die anspruchslosen Nachfolger
der heruntergewirtschafteten
Weihrauchspender unbeholfen und feist
stehen sie den Rettern
auch da noch im Weg
wo es nichts mehr zu retten gibt
die Rotkreuztrampel
walten ihres Amtes
winzige Staubbeutel
prall wie an den Haltetauen
zerrende Heißluftballons
zerstieben
im Laufschrift
einer hustet dumpf

Gas Gas
und nestelt sich
die Atemmaske vor
aber die druck
betankte Flaschenbatterie
hat alles unbeschadet
überstanden hält dicht
was von der kleineren
der wieder erdverbundenen Hüllen
der sterblichen mitnichten
zu vermelden ist
sie leckt und leckt
das Blaulicht
flackert Seelenpein
umhegt umkränzt
von einem Ringelreihn
der auf der Stelle tritt
von einer standorttreuen Polonaise
sporenstreuender rauchfahnnenschwingender
Riesenboviste

III.

Türenschnagen
aber kein Anlasser
dafür knittert Butterbrot
papier raschelt die Zeitung
Pilsz ist gleich doppelt zu
gestiegen in Sporenform
woran im Zweifel meine Seele hängt
sowie geschlechtsneutral
im Sechserpack
das aus dem Hals schäumt
in den Hals
und das das Blutbad

auf der Titelseite runter
spült samt Zungenwurst
zerkaut verdaut Makulatur
ein Massaker mehr
ein Wimpernschlag her
schluck weg
umseitig wetten
ist auch angerichtet
aufgeschlagen genau
heute fraulich die Frau
über beide Brüste lächelnd
nach der Kleiderspende
ja doch mein Kind
alles was ich am Leibe trage
barmherzige Mutter
die Milch schießt mir ein
einpacken anlassen Gebläse
widerwillig und unter Getöse
kommt hinter der Scheibe
Außenwelt zurück
mit uns beiden platten Hüllen
samt der Standbildtänzelei
Gas Gas
es geht auf Pollenflug
ich hab mich nicht
aus dem ich bin jetzt ganz
aus Staub gemacht

Eiertanz

So ein hochnotpeinlicher Auftritt
wie der anstehende
will gut vorbereitet sein.
Also werfe ich mich in Schale,
um mithalten zu können,
und bestehe als Zulieferern
auf freilaufenden Hennen,
weil die rundum einfach
besser verkalken.
Die nackten Fußsohlen
schieben sich federleicht
über ihre Spitzenprodukte,
während ich swinge
aus den Hüften,
und andere Eier
wie losgelöst
durch die Luft wirbeln
in einer Jonglage
an der Grenze meiner Möglichkeiten.
Ein auf Sprachspiele abonnierter Juror
fuchelt mit dem Spiegel.
Seine Kollegin, putziges
gehahnumreiertes Hühnchen,
stellt sich vor,
wie sie mich in die Pfanne haut.
Bleibt nur der Seitensprung, doch
unter mir eiern und springt
es jetzt auch. Verdortert
betrillern die Zehen
dieses schale Bruchstück hier.

Emeritanien I

Pier 65
ein Glucksen
als ich von der Galeere
ein Schaukeln ein Schunkeln
als ich über die Planke gehe

Den akademischen Seelenverkäufer
rudert's zurück
taktlos wie gewohnt
zwischen den Paukenschlägen
ein Biegen und Brechen
elende Seestecherei
keiner lenzt
die Empiriker schreien
nach Wasserproben
kollegial schlage ich ab
was ich noch fasse

Hinterrücks aber hat man
festen Boden
unter den Füßen
Freistaat Emeritanien
mit mittlerem Seegang
lande ich an

Gebetsmühle

Kann sein, da ist was.
Kann sein, vor lauter Götzen
sehen wir den wahren Jakob nicht.
Kann sein, die Evolution war seine Idee,
und den Rest haben die Laboranten

samt Helfershelfern verbaselt.
Kann sein, er hat wen auserkoren
zwecks *restitutio* der verkommenen Intensivstationen.
Kann sein, daß sich der Engelmacherengel
die Finger sauberhalten will,
kann sein, er schielt zu uns herüber.
Kann sein, da ist nichts,
gar nichts mehr zu wollen.

Konkurskorrektur

Bloß nicht wieder
auf die Beine kommen
vielmehr die Ohren anlegen
und den Schwanz einziehen
sich ein dickes Fell zulegen
was auf die Rippen
und den Kummerspeck energisch
hochgedrückt und an den Hals geladen
Windhunde tun das Gegenteil
laß sie laufen
robber reicht für das
was an Landgängen noch anfällt
jetzt bist du rundum fertig
auf der Klippe
auf der Kippe
die Flut steigt
jede Welle
löst neuen Brechreiz aus
im bäuchlings dümpelnden
im verschaukelten Wrack
hast du die Nase vorn
du ziehst die Seeluft ein
machst dicht
und springst ins kalte Wasser

Stunde der Wahrheit

Sogar am Rebstöckl des HErrn
ist, wie man hört, für Geld
und gute Worte kein reiner Wein
mehr aufzutreiben. Alles Essig
und staubtrocken. Also nahm
er sich selbst zur Brust, also nahm
er sich spiegelverkehrt ins Gebet.
Hatte eine Destille im Sinn gehabt,
anfangs, für hochprozentiges Zeug:
was für den Schwenker, was
mit Bouquet. Aber irgendwann war
allein Hopfen und Malz
nicht verloren, und er lernte,
sich statt der Cognac-Blume
mit metaphorischem Kopfputz zu bescheiden,
einer Krone aus immerhin unschuldsweißem,
wenn auch zügig in sich zusammensackendem
Schaum. Was sie trug, trug auch ihn
ein ziemliches Stück weit
– flüssiges Brot, untergärige Schreibe –
ins bierselige Aufstoßen,
ins Andechser Gefühl am Fuße des Heiligen Bergs,
auch das letzte Dunkle nicht verweigert,
sondern es sich in Maßarbeit einverleibt zu haben.
Soweit das noch feuchte Lippenbekenntnis.
Ende der Durchsage.

Aufbruch

Nicht die schlaffe
Schwimmbase,
mein Kopfkissen im Iglu,
sondern die andere, pralle
gibt das Zeichen.
Morgens um drei teilt
sich das Packeis des Schlafs
und macht nach den not-
dürftigen Verrichtungen einfach
nicht wieder dicht. Vielmehr
arbeitet sich das Zickzack
einer düsteren Fahrinne
durch schmutziges Weiß.
Der Kajak klatscht hinein,
in dem ich mich wiederfinde –
halbnackt, mitten zwischen
davonschwimmenden Fellen und
ziemlich von der Eskimorolle.

Schwermutmacher

Nachfrösteln.
Nebulöser Einstieg
in den November.
Welke und Fallsucht, ein
Kratzen auf den Atemwegen.
Laß fahren dahin,
raschelt das Laub.
In muffigen in der Erinnerung
begrabenen Zigarrenkisten
hebt ein Rumoren an.
Kurze Schübe knapp

über der Hörbarkeitsschwelle;
in den Ewigkeiten dazwischen
das auch vom Weichen
der Erstarrung zeugende
Zittern der Fühler.
Ohne falsche Hast
zieht der Melancholikermai,
obenhin reifend, da unten
seine Käfer auf.

Aphorismen

Eine Aphorismensammlung müsse man häppchenweise zu sich nehmen, höre ich. Und überhaupt ermüde die Häufung des Fragmentarischen. Schön und gut, nur geht es mir umgekehrt. Zwischen den Findlingsbrocken am Lichtenberg läßt's sich lustig klettern und turnen; auf den Schlammlawinen und Gletscherzungen der Romane, Traktate und Systeme dagegen mögen sich andere vergnügen.

*

Mit wachsendem Bildungsgrad steigt die Selbstmordrate sprunghaft an. Dieser Befund nährt die Vermutung, daß in modernen Erziehungssystemen unter der Unmenge von taubem Wissen doch auch ab und an jenes Körnchen Wahrheit verabreicht wird, dessen heimtückische Giftigkeit der von Plutonium nicht nachsteht.

*

Zweitausend Jahre Christentum – welch eine Karriere! Von der Erinnerung an einen Geschundenen zur Religion der Schinder.

*

Nichts gegen unser verschnupft-metaphysisches Klima – da sei Herder vor! Aber gegen das Begleitphänomen des *furor teutonicus* sollten nach Zweitausend Jahren nun doch energische Schritte erfolgen. Man erinnere sich der Vandalen, die halb Europa verwüsteten, ohne daß ein Kraut gegen sie gewachsen schien – dann aber wie durch ein Wunder und innerhalb weniger Generationen unter der nordafrikanischen Sonne allen Kampfesmut fahren ließen. Der Verdacht keimt auf, daß die massentouristische Vorliebe der Deutschen für südliche Gestade und mediterrane Teutonengrills hier einem dunklen Nach-

ahmungstrieb folgt und auf so etwas wie Selbstmedikation abstellt. Deshalb kein böses Wort mehr über Riviera, Costa Brava und Benidorm! Sollen die Kritiker der Urlaubsindustrie ihren Spott ausgießen über Nord- und Ostseereisende, über Skandinavientouristen, Anglo- und Keltophile – die Anlieger des *mare nostrum* sind tabu, denn sie schwitzen sich zumindest für einige Wochen ihren Vandalismus aus dem Leib.

*

Der Verkehr mit der eigenen Art bleibt anstrengend und ohne Gewinn. Deshalb ist es hilfreich und der humanistischen Etikette förderlich, sich während des üblichen Gezänks von Zeit zu Zeit vor Augen zu halten, daß man es mit letzten Menschen zu tun hat, dem Kanonenfutter eines planetarischen Ausrottungskrieges. Die Vorstellung, mit einer Tiergattung tagtäglichen Umgang zu pflegen, für deren exotische Restexemplare ein galaktischer Zoo in wenigen Jahren Unsummen bieten müßte, stimmt dabei sogleich milde und verleiht selbst banalsten Konflikten für Augenblicke den Glanz eines unerhörten und abenteuerlichen Privilegs.

*

Lebensmut ist eine harte Droge, die den Wirklichkeitsinn ausschaltet und in die Abhängigkeit treibt. Die Zahl der Süchtigen geht in die Milliarden, und schon deshalb ist an Therapie oder Rehabilitation nicht zu denken. Den wenigen Gesunden – den Mutlosen also – kann man deshalb nur raten, sich entweder zum Drogenkonsum zu bekehren oder aber es sich auf unserem Fixer-Planeten sonstwie einzurichten.

*

Die Intellektuellen sind Gutenbergsche Mormonen, und es ist nicht zuletzt ihre schamlose Vielbücherei, die die Anständigen und Sauberen aller Epochen, die Ver-

teidiger weltanschaulicher Monogamie und des ideologischen Bundes fürs Leben, so nachdrücklich gegen sie aufbringt.

*

Ich tobe, ich schäume, ich wüte. Nicht daß solche Übungen einen tieferen Sinn hätten, aber sie verkürzen die Wartezeit im Anstand auf Gedanken.

*

Ich sondere Texte ab wie eine Schnecke Schleim – um des Fortkommens willen.

*

Vom Dreißigjährigen Krieg haben sie sich in einem Jahrhundert nicht erholt, beim Weltkrieg I brauchte es zwei Jahrzehnte, bei II reichten einige Jahre, und der dritte planetarische Waffengang wird dann wohl binnen Wochenfrist vergessen sein.

*

Eine akademische Karriere: Er hat die Unzucht mit Abhängigen aufgegeben und widmet sich jetzt ganz seinen Büchern.

*

Die dämliche Frage nach der Zielgruppe. Literarisch bin ich Amokläufer – ich halte blindlings in die Menge.

*

Weiß der Teufel, wann wir mit dem Sterben fertig sein werden, um es ein Weilchen mit dem Leben zu versuchen.

*

Mitleid ist ein hohe, vielleicht die höchste Tugend. Nur dem eigenen Unglück muß man kulleräugig gegenüber treten wie ein staunendes Kind.

*

Für Literaten gibt es keine Verbeamtung und keine Lehrstühle. Diese Sinekuren sind das Vorrecht der Literaturwissenschaftler. Das groteske Mißverhältnis in Honorierung und gewährtem Lebensstandard aber ist bedrückt. Die Gesellschaft schätzt die emsigen Lymphozyten, nicht aber das gefährliche Virus des Schönen.

*

Laßt uns abbrechen! Das große Experiment ist fehlgeschlagen. Auch die Zivilisation hat sie nicht gebracht, die langersehnte Versöhnung. Wie Pech haftet die Menschennatur, und wir sind geteert und gefedert mit der Vernunft, die uns zum Gespött macht vor den Steinen und allem Getier jetzt und immerdar.

*

Wie ich sie bewundere, diese mit siebzig ausgemusterten Theologen. Ein Leben dem Wahn und dennoch unerbittlich gegen das eigene Fünkchen Vernunft bis zum letzten.

*

Wieviel Zeit verschwendet man auf die Lektüre der Schriftsteller, die die Verwertungsgesellschaft Philologie für unsterblich erklärt hat – und darauf, sich einzureden, gegen den Anhauch von Ewigkeit selbst nicht ganz fühllos zu sein. Dabei muß sich jeder seine ›Klassiker‹ mühsam aus den Jahrhunderten zusammenstoppeln, und keine Liste der Fundstücke gleicht der anderen, und alle ›Kulturgüter‹ sind derweil über dem Wühlen restlos verschüttgegangen.

*

Aber nein. Schreiben ist natürlich nicht die einzige mögliche Beschäftigung. Zum Beispiel könnte ich mir gut vorstellen, Handlangerdienste in einem Gewächshaus zu verrichten, in dem man Steinsamen zieht.

*

Fragilität der Literatur? Ganz im Gegenteil! Wer Lektoren und Verleger, Anzeigenakquisiteure und Kritiker, Studenten, Dozenten und Lehrer, wer also diese Heerscharen von Blutegeln und Vampiren am Leben erhalten kann und dabei selbst noch auf den Beinen bleibt, der muß eine wahre Bärennatur besitzen.

*

Sinn – ein Philosophen-St. Pauli.

*

Unter dem weiten Rock der Philosophie wird auch noch Platz sein für einen Wechselbalg wie mich.

*

Wie sich eine Gänseschar vor dem Abflug gegenseitig anruft, stimuliert, hysterisiert und so in Fluglaune bringt, muß man sich vor dem kräftezehrenden Abheben in den Äther der Literatur durch das Gezeter der Kollegen und Kritiker in Schreibleaune versetzen lassen.

*

Alles bin ich immer nur teilweise gewesen: ein halber Philosoph, ein halber Literat, ein halber Philologe. Also konnte ich auch den anderen Hundertfünfzigprozentigen immer nur zu einem Drittel in die Hände fallen.

*

Zwischen Wort und Tat passen viele Umkleidekabinen.

*

In jedem Literaturwissenschaftler steckt ein Zensor, was sage ich, ein Großinquisitor des schönen Scheins. Und mit ihren Gutachten und Forschungsberichten fetten sie immer noch unermüdlich die eingemotteten Guillotinen.

*

Arthur Schopenhauer als Briefmarke. Man hätte es sich denken können – er klebt nicht.

*

Und am Ende haben sie ihn ans Bundesverdienstkreuz geschlagen.

*

Schon haben mich welche im Verdacht, auf zu geschickte Weise tolpatschig zu sein.

*

Mit Hammer und Sichel ist jetzt Sense, wie man sieht.

*

Es gibt keine Neuanfänge, es gibt nur Vorgeschichten.

*

Es genügt nicht, unpraktisch veranlagt zu sein. Man muß auch etwas damit anzufangen wissen.

*

Oh nein, wir Negativisten halten nichts von diesen ewigen Nörglern und Neinsagern.

*

Literarische Wirkung? Als wäre alle Dichtung nicht ein unermüdliches Ankomponieren gegen die kausale Verhexung der Welt, ein dickköpfiges Aufdecken von Grundlosigkeiten, ein Hirngespinnst, die filigrane Textur jenseits von Ursachen und Folgeschäden.

*

Mein Gott ist es zufrieden, wenn ich nicht an ihn glaube.

*

In den Wissenschaften gibt es keine Freihandkletterer mehr. Seilschaften und die Liftbetreiber der Stiftungen und Fördergesellschaften wachen mit Argusaugen über die Einsteiger.

*

Ich bin in der Lage, noch den fadeften Schlager zu beneiden. Zum Beispiel um die Lässigkeit, mit der er sich ausblendet.

*

In jedem von uns gibt es eine ›Raststätte Münsterland‹, zentral gelegen zwischen zwei hundertfach benutzten Abfahrten und deshalb wie aus der Welt. Wenn ich von Norden kam, bog ich vorher ab, wenn ich nach Süden wollte, erst dahinter auf. Jetzt, wo ich andernorts lebe, lag sie zum ersten Mal am Weg.

*

Kunst kommt aus der Innenwelt der Außenseiter. Nur wer nirgendwo zu Hause ist, bringt es fertig, sich zwischen den Zeilen einzunisten.

*

Wer über die Apokalypse redet, der redet sie herbei? Es verhält sich wohl eher umgekehrt. Man muß alles zur Sprache bringen, sonst ist immer Weltuntergang.

*

Landauf, landab spielen die Amerikaner ihre Nationalhymne vom Rasenmäher. Und wer die Fahnen vorurteilsfrei betrachtet, entdeckt ganz folgerichtig Schnittbahnen und stilisierte Zündfunken.

*

»Ich habe das in einem Zug gelesen« – ein Kompliment oder das Eingeständnis fahriger Lektüre?

*

Überarbeitet, wie er war, hatte er schon Tage nicht mehr aus dem Fenster geschaut. Als er es endlich nachholte, zeigte sich der Himmel im Blaumann.

*

Eins kann ich nicht leiden: wenn im Papierkorb Ordnung herrscht.

*

Mit sich und der Welt lebte er im Schreibtischfrieden, nachdem ihm die Muse einen Papierkorb gegeben hatte.

*

Kleinlaut nimmt der Kritiker am Pool seine erste Ölung. Angesichts der wie geschmiert laufenden Urlaubsmaschine sind ihm die Argumente mit dem Sonnenschutzfaktor 20 ausgegangen.

*

Was dem Hysteriker sein Valium, das ist dem Moralisten die Literaturgeschichte. Eben wird der derzeitige Kritikerpapst als Ex-Geheimdienstler, Zensor und ideologietreuer Bevormunder enttarnt. Aber bevor das Blut in Wallung gerät, beschwören wir den puritanischen Politruk John Milton herauf, den IM Christopher Marlowe vom elizabethanischen Prenzlberg, den Pfundsfaschisten Ezra. Sie legen bereitwillig Hand an die Schläfen. Erfrischende Grabeskühle breitet sich aus in den Gedankengängen. Der Berufsspion Daniel Defoe schießt – hast du nicht gesehen – noch schnell ein Erinnerungsfoto ...

*

Gestern beim westfälischen Dichtertreffen mit meiner hagestolzen Muse Hals über Kopf die Flucht angetreten. Lauter Bemühte, Besorgte und – westfälisches Wunder

– Beredte stecken die Köpfe zusammen im professoralen Bauernhaus. Nun gehört das Dreschen von leerem Stroh zur Kulturarbeit. Was mir dagegen Beine gemacht hat, war dieser Schatten ihrer selbst, die in einer Ecke der entrümpelten Tenne zusammengesunkene, gespenstisch abgezehrte Fürsorgeempfängerin.

*

Der Aphorismus ist ein Einfallstor, der Aphoristiker auch.

*

Auch unter den Gedankenfliegern beobachtet man Schwäne und Kolibris, Greife wie Paradiesvögel, verhuschte Zaunkönige und krakeelende Spatzenschwärme.

*

Noch einmal, mit Bedacht. Wer seiner Ich-Stärke nicht gewachsen ist, der muß sich eben über kurz oder lang auf chronische Erfolge gefaßt machen.

*

In der Kunst, in der Philosophie, im Lebensstil: das Jahrhundert der Blender und Restlichtverstärker.

*

Den Werbebrei, die Infotainmentsuppe auslöffeln aus der Satellitenschüssel.

*

Heimat ist ein Wunsdraum und ein Wunschtraum. Eigentlich entsteht sie immer erst im Verlust. Man hat sie gehabt, sie ist verschwunden. Wer trotzdem beherzt nachfaßt, kriegt es mit der Folklore zu tun.

*

Der Traum, noch einmal jugendfrisch zu lesen, einzutauchen in das Erzählte wie in eine Schneewehe, die

noch den schlimmsten Fall bremst, sich gleichzeitig zwischen den Zeilen zu verlieren und zu finden, einer unerträglichen Spannung ausgesetzt zu sein, die doch nie enden soll, umzublättern, so wie man den Lukendeckel eines unterirdischen Gangs zurückschlägt, mit den Fingerkuppen schon die Offenbarung der Unterseite ertastend, dieser Traum, dessen Wahrwerden den bestellten Interpreten, Kritikern, Philologen, die ihm sämtlich anhängen, das Handwerk legen und sie zur Berufsunfähigkeit verurteilen müßte, hat gleichwohl etwas von der Unverzichtbarkeit jener drei Pünktchen, die es jedem Autor, der sich bis in Ausweglosigkeiten vorgewagt hat, ermöglichen, aus dem Stand wie über drei runde Steine im brodelnden Weiß des Gletscherbachs Anlauf zu nehmen und dann mit traumwandlerischer Sicherheit hinüberzuwechseln aufs ...

*

Am Ende dieses Milleniums sind die Medien so aufdringlich und geisttötend geworden, als bestehe das Schlimmste, was einem Menschen zustoßen kann, darin, einen klaren Gedanken zu fassen. Die Klientel, die sich der unablässigen Gehirnwäsche nicht nur aussetzt, sondern dafür auch noch bezahlt, sieht das nicht anders. Eine längere Sendepause muß unter diesen Umständen als medialer Hirnschlag wirken, bei dem der unterhaltssame Durchfluß stockt und von Panik begleitete Lähmungserscheinungen auftreten. Die Totenstille, in der wir notwendig in uns hineinzuhorchen beginnen, der Bildausfall, hinter dem die Stilleben aufsteigen und die Schemen vergeudeter Existenz – diese Hölle der Innerlichkeit und des Beisichseins läßt sich für den vernetzten und verkabelten Zeitgenossen kaum auf Werbespotlänge ertragen. Deshalb hallt und flimmert die Hirnschale in einer Art Notprogramm meist so lange nach, bis das Opfer sich auf eine neue Intensivstation gezappt hat, wo der

Kreislauf rasch wieder auf Touren kommt und das innere Dämmern sich in der alten Unerschütterlichkeit dem Strom elektronischer Einspielungen aussetzen kann.

*

Nach einer Zeitungsnotiz hat ein Computer Bußgeldbescheide wegen Unterschreitung der zulässigen Höchstgeschwindigkeit verschickt. Das Plus oder Minus bei den Messungen war ihm gleich. So wird an einer ›kleinen Panne‹ deutlich, worum es im digitalen Zeitalter geht: nicht um Beachtung der Vorzeichen, sondern um das Ausmerzen von Differenz.

*

Cineastischer Interruptus. Wieder einen amerikanischen Streifen nicht durchgestanden und aus dem Kino gestürzt. Kleingeistiges Drehbuch, verlotterte Schauspieler, die Bauten der Alptraum, dem sie eigentlich Gestalt verleihen sollten, die Dialoge sprachlos. Man kennt das und sitzt es aus. Was mich aus dem Sessel vertrieben hat, waren denn auch nicht die zahllosen Mängel, sondern diese perverse Professionalität, die mehr als eine halbe Stunde lang den kleinsten Ausrutscher ins Kunstvolle, jedes unverhoffte Aufblitzen des Könnertums, das in größeren Produktionsteams doch eigentlich unvermeidlich ist, zu unterbinden wußte.

*

Zunehmend spürbar, wie ich das akademische Immunsystem aktiviere. Nicht als niedagewesenes Pathogen wohlgemerkt, sondern als läppischer Erreger. Vielleicht ist das meine Rettung: mit dem Schnupfen muß man leben.

*

Wer mit heiler Haut davonkommen will, der soll sich mit Feuchtigkeitscremes, nicht aber mit der Kunst einlassen.

*

Es ist wohl so. Ich wollte partout das letzte Wort haben und habe ein Leben lang hinter ihm hergeschrieben. Das war der Anfang vom Ende. Jetzt ist mir ohne viel Aufhebens und in Würdigung meiner Verdienste ein Katzenauge implantiert worden.

*

Wer will einem absteigenden Ast verargen, wenn er Blüten treibt?

*

In Schlips und Kragen lernt man Zusehen, wie einem die Felle davonschwimmen.

*

Das Blitzgescheite zur Gradlinigkeit verdonnert.

*

Abendspaziergang Richtung Oberstadt. Mitten auf der Fahrbahn steht ein Auto mit erloschenen Scheinwerfern und pulsierender Warnblinkanlage. Der Verkehr staut sich. Aber die Panne ist keine. Einige Meter weiter entdecke ich auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig ein Paar, das sich in die Arme gefallen und, wie von einer Fee berührt, in dieser Versöhnungsgeste erstarrt ist. Ihre kleine Ewigkeit muß auch durch Blech und Glas hindurch spürbar sein, denn von den Angehaltenen betätigt niemand die Hupe. Ich steige weiter auf und sehe mich nicht um: Im Herzen der Dornröschenwelt könnte sich Bewegendes abspielen.

*

Das »Wild Thing« der Troggs hat mich sofort in den Fängen. Niemand entkommt seiner Sozialisation. Am Silvesterabend ist dieser Kanal voll von den Popgrößen der Sechziger, und schon finde ich mich auf der maroden Fähre wieder, mit der Gerry and the Pacemakers seit mehr als drei Jahrzehnten über den Mersey schippern. Die eingespielte Konserve stampft und scheppert in alter Frische, von den Gruppen aber zappelt meist nur noch der Sänger oder Lead-Gitarrist, dem Dorian Gray auch nicht in den Kleidern hängengeblieben ist, seinem Top-Ten-Image hinterher. Eine taktvolle Bildregie verschont ihn mit der Halbtotale. »Hide away« singen Dave Dee, Dozy, Beaky, Mick and Tich. Dann hämmern die Equals ihre Sargnägeln ein.

*

Gemäß Verlagsabrechnung habe ich im vergangene Jahr einhundertundsechzehn Bücher verkauft. Um diesen bemerkenswerten Umsatz zu erzielen, waren insgesamt vier Titel vonnöten. Was soll man dazu sagen? Ich jedenfalls wußte mir keinen anderen Rat, als den Trostbrief an den Verleger, der sein Möglichstes getan hat, ohne Rücksicht auf Verluste überzufrankieren.

*

Im Hosenbund lese ich als Markenzeichen »World Wide«. Das könnte meinem Gekröse so passen.

*

Vom Rowdie bin ich zu meinem eigenen Roadie geworden und baue ab. Erstaunlich, wie sich der Mitteilungsdrang verkleinert, wie sich die Arroganz verflüchtigt, der ich meine klarsten Momente zu verdanken hatte. Etwas zieht den Kasper vom Zeigefinger und wirft ihn in die Kiste ...

*

Symposion hieß einmal Trinkfest, und das stand den Teilnehmern auch auf perlenden Stirnen geschrieben. Inzwischen ist dies alles zu einer Domäne von Magengesichtern heruntergekommen, die sich lieber dreimal am Tag besoffen reden, als sich und den Kollegen auch nur tropfenweise reinen Wein einzuschenken.

*

Jede Schublehre beweist, nach der Lektüre ist ein Buch dicker. Dabei wollen die Leser doch immer etwas mitgenommen haben.

*

Gestern krampfte die Seele. Heute sitzt sie, wie immer nach solchen Heimsuchungen, im altmodischen Fauteuil der Ermattung und fährt mit den Fingerspitzen das Muster ab.

*

Überlebenstraining im Gästehaus der Universität. Die Einladenden sind mir nicht geheuer, die Zuhörer ein von Apathie und Überforderung gezeichnetes Häuflein. Ich ackere durch den Text, auf den draußen – beschwingte Ehrlichkeit – eine Schwarzdrossel pfeift. Ich pflüge weiter, bis mir gegenüber hinter dem geöffneten Fenster ein Passant erscheint, es sich einrichtet in diesem Rahmen. Da bin ich erlöst.

*

Geburtstagsfeier. Wieviele Ausweglosigkeiten doch an einem Tisch Platz finden.

*

Geschichte – ein Tummelplatz, ein Rummelplatz zwischen unsagbar und unsäglich.

*

Im Riesensarkophag ohne Fenster. Da vorne am Katheder spielt ein Kollege das derzeitige Lieblingsspiel der Zunft: das Wegvernünfteln von Urheberschaft und Originalität, die Vertreibung des Schöpferischen aus der Literatur. Wer den Autor abschafft, so das unausgesprochene Kalkül, wird seine Autorität erben. In Wahrheit bleibt nur eine vollgeplapperte Leere, die gedeckelte Grube, die man dem anderen grub und in der man jetzt gegen den Beton anredet wie ein Buch.

*

In all dem Rauschen, in all den Räuschen endlich wieder eine aufgeweckte Stimme. Sie doziert, sie parliert, sie postuliert, sie provoziert nicht; sie legt Zeugnis ab unter den Oberlehrern des Feuilletons. Nein doch, auch das Bekennerische machte sie noch gemein. Vielmehr hat sie das Überzeugenwollen gar nicht nötig. Sie verständigt sich und uns mühelos. Es klingt nicht gut, es klingt nicht richtig, es klingt nach.

*

Als hätte ein Riese seinem Sohn durchs Haar gewuschelt, so liegt es da, das Weizenfeld, bevor ihm der Mähdrescher seinen Scheitel zieht.

*

Zurechtgestoppelt das Feld, weggeputzt die Ähren. Vielleicht hat sich der Mähdrescher doch zuviel zugemutet? Schon steht er am Rand und kriegt den Schüttelfrost. Übers ganze Gesicht strahlend sieht der Fahrer zu, wie sich der Vielfraß über einem Anhänger erbricht.

*

Nach einem Jahr im Zeichen von Brecht, dem nächsten unter der Schirmherrschaft Fontanes geht über 1999 der Unstern Goethes auf. Da wird der Geheime Oberstudienrat in der ganzen Republik Weimarer Verhältnisse

schaffen und im Kulturbetrieb das Faustrecht ausrufen.
Wer da nicht Jöte ist, kriegt keine Schnitte mehr.

*

Bibliophil war ich nie. Mit einer Bücherwand zur Rechten, die sich aus dem Augenwinkel unter Kontrolle halten läßt, kann ich leben. Aber schon die Vorstellung, die Brut hätte sich in meinem Rücken eingenistet und stierte mir schamlos über die Schulter, erzeugt Leerzeilen und Kopfdruck.

*

»Bier – meine Lethe, mein Nil, meine vorletzte Ölung, mein Weihwasser«, hat Jean Paul erklärt – und hört man sie nicht mit, die tiefen Züge dazwischen?

*

Wenn es eine Narrenfreiheit gibt, was ich bezeugen kann, muß spiegelbildlich auch eine Vernunft existieren, die in Fesseln schlägt und einkerkert. Man erkennt sie daran, daß sie immer zu abschließenden Ergebnissen gelangen will.

*

Autorenförderung. Für die Podiumsdiskussion nach der Stipendiatenlesung habe ich mich einkaufen lassen und rutsche nach drei Sätzen in die alte Buhmannrolle. Ein Pawlowscher Reflex, dem selbst mit den besten Absichten und einem eisernen Willen zur Heuchelei nicht beizukommen ist. Das macht, als Angehöriger der Güteklasse B erkenne ich meinesgleichen – und schimpfe los, heule auf vor Enttäuschung, daß das aufgestaute Lob, der Segen des Überwältigten wieder nicht loszuwerden ist. Die ganze Szene strotzt von Kunsthandwerkern, von gediegenem Mittelmaß, das in der heimlichen Gewißheit vor die Jurys tritt, bald selbst Juror zu sein. In die-

sem ausweglosen Kreisverkehr erscheint bereits der preiswürdig, der Runde um Runde die Spur hält, und man schantzt sich schon deshalb Auszeichnungen zu, damit die Dekorationen verdecken, daß keiner das Zeichen trägt.

*

Schwere Wirklichkeitseinbrüche. In fliegender Hast fülle ich Sandsäcke mit Halbsoschlimm und Eswirdschonwieder.

*

Bei den meisten Selbstverwirklichern beginnen die Schwierigkeiten schon damit, daß sich beim besten Willen kein Selbst ausmachen läßt. Denn dieses zarte Pflänzchen gedeiht nicht in Schonräumen, sondern unter widrigen Umständen – wie etwa in vandalisierten Gewächshäusern, wo die Selbstverwirklichung von Wassertomaten dem Selbstbehauptungswillen von Wegerich und Schachtelhalm hat Platz machen müssen.

*

Als Solist wie im Konzert bin ich Liebhaber der zweiten Sätze.

*

Vor sein Manna hat der Himmel die Astronautenkost gesetzt.

*

Ende des vorletzten Jahres gab es an deutschen Hochschulen 37.265 Professoren. Das bedeutet noch keinen Vollrausch, aber immerhin Promillewerte, die zur Selbstüberschätzung führen und die Verkehrstüchtigkeit deutlich herabsetzen.

*

Der Himmel – eine trübe Tasse, kalter Kaffee das Wetter, Sodbrennen auf der Seele. Und doch sind dies die letzten Tage des Mauersegleradvent. Und doch steigt schon morgen die schwarze Schwerelosigkeit in den Zenit.

*

Halte in Köln einen Probevortrag mit dem Titel »Drinks all round« – Ein Lokaltermin mit hochprozentiger amerikanischer Literatur«, habe mich allerdings wieder mal gründlich getäuscht, was die Körpersäfte der Kollegen angeht. Sie sitzen da wie die Ölgötzen.

*

Von meinem Balkon sehe ich der Live-Show zu: perfekt durchchoreographiert die Bewegung der Blätter, Wolken und Mauersegler; gekonnt getaktet, fein abgestimmt die Drosselstimme und das elektronische Trillern des Telefons, das pfeifende Vorbeiwischen der schwarzen Körper und das Vom-Himmel-hoch-Gegrummel dieses versilberten Kriechtiers. Ein Gesamtkunstwerk, ein großer Abend, eine unvergeßliche Vorstellung. »Beiwohnen dürfen«, schreibe ich in den Schlußsatz meiner Kritik.

*

Die Uhr im Schaufenster kostet mehr als zwei Monatsgehälter und ist bis dreißig Meter Tiefe wasserdicht. Zielgruppe: Froschmänner, Untergetauchte, Wasserleichen.

*

Mag einer noch so hervorragend abgeschnitten haben, er bleibt doch Kastrat.

*

Wer fernsieht, verpaßt die Glühwürmchen.

*

Man muß die Fluchtgeschwindigkeit erreichen, die den Absturz verhindert – in der Raumfahrt wie in der Literatur.

*

Das unzarte Pflänzchen der Literatur muß man sich so über und über mit Parasiten und Saftsaugern bedeckt denken, daß durch das graue Gewimmel nur noch spärlich, nur noch hier und da ihr sattes Grün hindurchschimmert. Ja, es ist sogar zu beobachten, wie die Blattläuse durch wohlorganisierte Ballung Knospen bilden, in denen überhaupt keine pflanzliche Substanz mehr enthalten ist. Das sind die Protuberanzen der Textwissenschaft und Literaturtheorie, die im Gegensatz zur unwüchtlichen Wirtspflanze keine Früchte tragen, sondern nach Verebben des lausigen Zustroms wieder zur formlosen Krabbelschicht auseinanderlaufen, aus der es dann, wie auf geheimes Kommando, an anderer Stelle erneut ebenso vielversprechende wie sterile Scheinblüten treibt.

*

Ständiger Ausschuß.

*

Die Wissenschaft dient den statistischen Nachweis an: Optimisten leben länger. Beruhigend; die Leute haben es nicht besser verdient.

*

Zur Unverhältnismäßigkeit der Auslöser: Beim Kunstflug der Mauersegler sitzen Fliegen am Steuerknüppel.

*

Macht des Wortes: Dem Buch, das ich aus dem Ramsch mitgehen lasse, fehlt nichts. Zum Mängel exemplar wird es allein durchs – Abstempeln.

*

Das Schlimmste für die Kunst ist der Kunstdünger.

*

Die Bildungseinrichtung in Ludwigshafen liegt an einer Ausfallstraße und auf gleicher Höhe mit dem Auto-Center. Zur Lesung sind meine Bücher zahlreich erschienen. Aber damit nicht genug; auch meine Frau, der Veranstalter und die Buchhändlerin bevölkern den Raum. Eingedenk der konfessionellen Trägerschaft halte ich es für geboten, vor Sakko und Schlips noch ein Glaubensbekenntnis abzulegen und mich dann in dem von meiner Komplizin gesteuerten Fluchtwagen in diplomatischer Zeitlupe vom Parkplatz hinwegzuheben. Wer das Nachsehen hat, könnte mich im Lichte der Innenbeleuchtung ausmachen, ungebeugt wegweisend und schon wieder ein auflagenstarkes Druckwerk auf den Knien.

*

Mir ist bei unserer flächendeckenden Literaturförderung nie besonders wohl gewesen. Die Subventionierung von Schönfärberei schiene da schon um einiges handfester.

*

Auf Anfrage teile ich mit: Kreatives Schreiben bedeutet für mich die temporäre Erlösung von allen Auskunftspflichten über kreatives Schreiben.

*

Freier? – Wie sonst soll man sich fühlen in der Welt der Bindestricher und Bindestricherinnen.

*

Die Verzweiflung ist sozial und für jedermann zu haben. Das schmerzliche Lächeln der Melancholie dagegen besteht auf einer Kreditkartennummer.

*

Vielleicht erklärt sich meine Seelenverwandtschaft mit den Mauerseglern dadurch, daß ich – zusammengerechnet – auch nicht mehr als drei Monate im Jahr da bin.

*

Wieder die Lichtempfindlichkeit, das Umgetriebenwerden zum Balkon, das Peilen durch die Blüten und über die Dächer, die hochnäsige Inspektion des Himmels auf Erden. Ich bin ein Guck-in-die-Luft, der die Stunden zählt, ganz prall vom Annäherungsgefühl, ballönern vor Wiedersehensfreude.

*

Der rund um die Uhr erreichbare Fernsprechpartner Literatur ist zugleich immer besetzt – von einer sich ein- und vorschaltenden Kritik, Philologie, Theorie. In ihren Netzen etabliert sich das Prinzip der langen Leitung bei politisch korrekter Vorwahl. Jede Leserratte allerdings beißt sich durch.

*

Einer, der es wissen müßte, fragt nach dem Energiereservoir und der Kraftquelle fürs »Gegenhalten«. Einen Essay über das »Woher« soll ich schreiben. Aber woher denn! Die Sache ist doch mit zwei Worten abgetan: Drainage und Dünkel.

*

Dem Produzenten hätte ich wechselnde Aufdrucke vorzuschlagen, zum Beispiel Ernst Jüngers »Heute gilt es für löblich, gegen den Strom zu schwimmen, aber das sind nur Pißrinnen«, und zwar mit der ersten Satzhälfte auf der linken, der zweiten auf der rechten Schwimmflosse.

*

Die späte Intelligenz tendiert zur Inhaltsleere. Man denkt nicht mehr nach, will sagen, den Dingen hinterher, man denkt sich aus.

*

»Ich will mich zerstreuen.« Darauf kommt keine Kopfgrütze, das greint die Urnenfüllung.

*

Aus der Kunstgeschichte der Moderne sind die begnadeten Scharlatane, die grandiosen Stümper und zirkusreifen Prinzipienreiter nicht wegzudenken. Wenn man es trotzdem versuchte und einen Duchamp, Beckett, Cage, Mies van der Rohe aus dem Verkehr zöge, erwachte man am nächsten Morgen mit hämmernden Kopfschmerzen und in der Halbwelt der Geehteten.

*

An ihrer Metaphorik sollt ihr sie erkennen, auch diejenigen, die eine elitäre Handvoll deutscher Universitäten in Leuchttürme der Wissenschaft zu verwandeln gedenken. Schließlich sind diese Flackerlichtlein im Zeitalter der Navigationssysteme verzichtbar geworden und nur noch für Schlauchbootkapitäne und andere Freizeitskipper von vorübergehendem Interesse. Bei den letzten, die sich neben Postkartenproduzenten und Kalenderdesignern noch daran klammern, handelt es sich – auch in der Wissenschaftspolitik – ausnahmslos um Leuchtturmwärter.

*

In einem Radio-Interview bezeichnet sich Peter Härtling, Verfasser zahlreicher biographischer Romane, als »Abstauber« fremden Lebens. Sauber!

*

Globale Erwärmung, Treibhauseffekt, Klimakatastrophe. Da müßten doch äußerste Vorsicht und unterkühltes Nachdenken das Gebot der Stunde sein. Aber was geschieht? Landauf, landab echauffieren sich die Experten und fachen, weil nicht länger gefackelt werden darf, hitzige Debatten und millenaristische Flächenbrände an.

*

»Wenn meine Bücher also spröde sind und nicht um Gunst werben, so ist das nicht der Hochmut eines, der es nicht nötig hat. Es liegt vielmehr etwas darin, das mir verhängt zu sein scheint, von Verhängnis also« (Robert Musil). Das, genau das, ist noch tausendmal neu zu formulieren, tausendmal wiederzubeleben, das elende Leierstück, die wiederkäuferische Tautologie, die glucksende Grundlosigkeit unter dem, was dauert.

*

Mit singenden Reifen zieht der Lieferwagen vorbei. Extra große Heckklappe. »Lieber gut beraten als total bedient«, teilt sie mir mit. Nicht ohne zu schlucken setze ich Sprücheklopfer den Blinker: erste Sahne, erste Sahne, erste ...

*

Die meisten Bücher, die ich zugeschickt bekomme, haben Freaks geschrieben. Bin ich der Adressat, weil sie eine geistige Verwandtschaft spüren oder weil sich Gegensätze anziehen? Dem sollen beim Umblättern die Finger kleben bleiben wie Fliegen am Honigstreifen, der die falsche Antwort gibt.

*

Warum, will mein fünfjähriger Enkel wissen, fummelst Du eigentlich immer an Büchern herum?

*

Podiumsdiskussion. Ihre Eloquenz – nur der Schriftsteller sucht manchmal nach Worten – hindert die Teilnehmer daran, miteinander ins Gespräch zu kommen.

*

Wenn ich mein Schriftbild studiere, wenn ich beobachten muß, wie sich die Buchstaben anrumpeln und torkelnd ineinander verkrallen, um auf den Beinen zu bleiben, und wenn ich die Schreibhand in einem unbewachten Augenblick Lettern nach Gutdünken verschwinden lassen, vertauschen, Silben einfügen und so ganz eigenartig agieren sehe, dann frage ich mich, ob ich jemals wirklich das Sagen hatte.

*

... überfiel mich der schreckliche Verdacht, daß es mich gegeben hat. Steintal, nicht faul, brütet schon über den Formularen fürs Einwohnermeldeamt.

*

Gütiger Himmel. Über sechzig Jahre schlage ich mich schon mit Fehldiagnosen herum, bevor mir die Bezeichnung durch den Kopf schießt, die es trifft: Lebenslegastheniker. Schließlich war Dasein von Anfang an ein Buch mit sieben Siegeln, und alle Versuche, es nachzubuchstabieren, endeten im Gekrickel und Strafarbeiten provozierenden Strafarbeiten.

*

Wenn er als Beiträger eingeladen wurde, nannte er sich ausgebucht. Das war gelogen, das war grundehrlich.

*

Zur künstlerischen Grundausstattung gehört eine dünne Haut und ein dickes Fell.

*

Wenn die Forschung sich nicht verrechnet hat, sind im Verlauf der Erdgeschichte von den dreißig Milliarden Arten, die hienieden das Licht der Welt erblickt haben, 99,9 % wieder ausgestorben. Die Faunenschnitte haben also ganze Arbeit geleistet und wir leben, wir überleben mit einem Promille auf dem planetarischen Schindanger. Warum wir uns allerdings bemühen, dieses bitter nötige Angeheitertsein nach Kräften zu hintertreiben und selbst Faunenschnitter zu werden, das weiß der Himmel.

*

Seitensprünge. Wenn ich beim Joggen nicht weggetreten bin, läßt sich auf dem immergleichen Streckenabschnitt im freien Felde beobachten, wie sich ein Hochspannungsmast und eine drallere Pylonin mit ausgebreiteten Armen aufeinanderzubewegen, eins werden und wieder auseinanderdriften. Optische Täuschung, bescheiden uns die Lieblosen.

*

Wer wäre nicht schon auf sie hereingefallen, die Duftmarken von Absatz und Umschlag. Die Klassiker riechen strenger, nach Klärgrube, Schwelbrand und gekippter Wäschelauge.

*

Man stelle sich vor, die Rasselbande hätte Ruhe gegeben. Du sitzt auf deinen vier Buchstaben in der Bibliothek, die Bücher kehren dir den Rücken, und aufseufzend und wie in Zeitlupe nimmst du die Brille ab und klappst zusammen.

*

Aus Syrien und anderen Elendsgebieten fluten die Flüchtlinge ins Land. Und die Empörung über die unkontrollierten Grenzen schwappt hinterher. Protest-

kundgebungen landauf, landab. Waren die rotgesichtigen Schreihälse denn noch nie auf einer Entbindungsstation, wo man Zeuge werden muß, wie am laufenden Band Außerirdische eintreffen, wobei auch die Klein- und Großkriminellen von morgen ohne Asylantrag auf der Stelle einerdengebürgert und rosige Menschenschinder in spe mit offenen Armen und entblößten Brüsten willkommen geheißen werden?

*

Wie der Name schon sagt, wird sie im Klappentext möglichst weit aufgerissen – mit dem Erfolg, daß sie beim Leser runtergeht, kaum daß er den Buchdeckel geöffnet hat.

*

Mit hauchdünnem Vorsprung vor den Mauerseglern sind in ihrer vierten Adventswoche die Belegexemplare eingetroffen. Daß ich es bis auf die Startbahn einer Werkausgabe bringen und von ihr sogar mit einem ersten Band abheben würde, zählt zu den *freak events* der deutschen Literaturgeschichte, in der ich nicht vor komme. Weshalb man sich auch im Terminal eine Durchsage erspart. Immerhin aber tut sich was bei der Flughafenfeuerwehr. Macht hoch die Tür, die Tor macht weit, scheint die Devise.

*

Warum ist bei Literaten und Publizisten der Premiumklasse die Kombination von sprachlichem Vermögen und Zwei-Finger-Dilettantismus beim Eintippen keine Seltenheit? Weil den Könnern fast jedes Mittel recht ist, um eine flotte Schreibe zu verhindern.

*

Es kann nur eine Weltreligion geben: die Globalisierung.

*

Wie die Ehrlich Brothers, die als Magier und Illusionisten längst zu Publikumsmagneten geworden sind und ihrem Namen mit grundsolidem Entertainment alle Ehre machen, war auch Gunter Gabriel ein Exportschlagger meiner Heimatstadt Bünde, wo er 1942 als Günter Caspelherr geboren wurde. Seine Popularitätskurve allerdings verlief anders und kommt mir vertraut vor. Sie glich einer Achterbahnfahrt, was in der Region zwischen Wiehengebirge und Teuto ja irgendwie naheliegt. Auch Größenwahn war seine Sache nicht, bezeichnete er sich doch öffentlich als »Kreisklasse«. Erst der letzte von vielen Abstürzen brach ihm das Genick, und es war keiner aus den Charts, sondern einer die Treppe hinab, die kein Ehrlich präpariert hatte. Dafür gäbe einer seiner Gassenhauer, den er für eine Kollegin komponierte, nach wie vor einen phantastischen *curtain raiser* für ihre Show ab: »Wenn du denkst, du denkst, dann denkst du nur, du denkst«. Also überlegt euch das, Jungs.

*

Auf Geheiß von fast ganz oben hat es, das vergißt sich leicht, der Nymphe Echo die Sprache verschlagen. Schweigen im Walde also, wo wir uns über den Weg laufen. Wenn die Werkausgabe ein Torso bleibt, schreibt sie mir in die Handfläche, kann der zwar noch Bauchschmerzen bekommen, aber ein Beinbruch wird das nie und nimmer.

*

Grüne Welle. Kaum zu glauben. Alles surft zurückgelehnt durch den Feierabendverkehr – eine kleine Ewigkeit lang. Dann kommt es doch, das Umspringen weiter vorn, und durch den Pulk flammt es schlußlichterloh. Der Himmel hält sich bedeckt. Trotzdem fährt einer auf.

*

Die meisten von uns sind geborene Routiniers und so in den Alltag eingefahren und eingebettet, so mit ihm eins geworden wie vordem ihr Fötus mit dem uterinen Umfeld. Eine verschwindende Minderheit aber scheint auf die Ausnahmesituation, den Notfall, die Katastrophe programmiert und entfaltet und entdeckt sich erst mit dem Rücken zur Wand. Ihre Mitglieder sind normalerweise mehr oder weniger gut getarnte Alltagsallergiker, die instinktiv versuchen, den Juckreiz verlässlicher Ordnung durch Kratzbürstigkeit zu lindern und den Würgegriff zu lockern, mit denen die Gewohnheitstiere den nicht Regelrechten zu Leibe rücken. Sobald sich diese Renitenz findet, unterhakt, aufschauelt, entstehen wie von selbst ›unmögliche‹ Situationen, bauen die Nischenexistenzen ihre Brückenköpfe bisweilen explosionsartig, jedenfalls aber in einer solchen Windeseile aus, daß sich die Geschichtsbücher aufblättern.

*

Auf seine alten Tage möchte man die Seitensprünge, Verführungen und Hirnorgasmen der vergangenen Jahrzehnte noch einmal zurückgelehnt und in aller Seelenruhe wiederaufleben lassen, denn sie warten ja griffbereit im Bücherregal. Nach ein paar Anläufen in Richtung Neuauflage hat man ein Einsehen und bescheidet sich angesichts der Front zugekehrter Rücken mit den großartigen Erinnerungen an das erste Mal.

*

Ausflug in das große Werklexikon der Philosophie. Was der Leser hier beackert, ist nicht der satte Mutterboden des gesunden Menschenverstandes, das weite Feld fruchtbaren Nachdenkens, sondern ein besserer Geröllhaufen. Seite um Seite kratzt die verschrammte Schar an den scharfkantigen Überresten detonierter Systeme, den Schädelbeinen dickköpfiger Sturmläufer, endlos nachglühenden Dingen an sich und schon rostzerfressenen

ehernen Wahrheiten vorbei. Ein Schlachtfeld, wenn man es recht bedenkt, ein Verdun, über das die Trommelfeuer der Rechthaberei hinweggezogen sind wie Hagelschauer.

*

Hermetiker igeln sich ein und bestechen ihre Leser mit dem, was ihnen bei der Lektüre angeblich alles entgeht. Das jedenfalls ist der Tenor der Vergraulten. Mir dagegen kamen sie immer wie Spinnen vor, die mit größter Anstrengung schillernde Luftblasen hinter sich her nach unten ziehen und sie dann verankern – tief, tief in den Wasserköpfen.

*

Wie beim Klebstoff stieg früher auch das eingeatmete Lösungsmittel von *Tipp-Ex flüssig* zu Kopf und löste dort, ich möchte nicht sagen mentale Entrückungen, aber doch eine merkliche Stimmungsaufhellung aus. Die damit einhergehende Verlockung zu Korrektur, Revision und überklebten Zeilen war dem Endprodukt alles andere als abträglich. Im Zeitalter der *delete*-Taste und des *copy and paste* ist dieser in der Luft liegende, aerosole Feinschliff zur verschütteten Erfahrung geworden. *And it shows!*

*

Seit Jahren bin ich gehalten, ein Blutverdünnungsmittel zu schlucken, das auch kleine Wunden länger offenhält. So wurde ich zum Auslaufmodell.

Prosa

Auszüge aus »Patzer«

I.

Ein Männlein steht im Walde, ganz still und stumm. Kalte Füße hat es auch. Das Männlein war ich. Dabei hätten wir uns den Vormittag auch auf die warme und mollige Art vertreiben können, die seit der Erfindung des Federbetts nicht mehr auf den launischen mitteleuropäischen Sommer angewiesen ist. Aber nein. Bérénice stapfte lieber über den feuchten und modrigen Waldboden, und wenn ich nach dem Grund fragte, lachte sie. Dann schlängelte sich wieder dieser glitschige Salamander an meinem Rückgrat herunter, und die Wißbegier war wie weggeblasen.

Schließlich karren sie um diese Jahreszeit ganze Busladungen in die verfärbten Forste, und sie sah sich die Leichenschminke von Mutter Natur eben nur etwas genauer an. Will sagen, sie rüttelte hier, zupfte dort und konnte gar nicht genug bekommen von den kleinen kunterbunten Chlorophyllkadavern. Ihre Sache, sagte ich mir, wäre da nicht noch diese Inbrunst gewesen, mit der sie den alltäglichsten Gegenständen auf den Leib rückte. Und die machte mich schon deshalb eifersüchtig, weil ich viel zu wenig davon abbekam. Dieses Blatt zum Beispiel, das da kokett an seinem Ast herumbaumelte. Es mochte ja ein Prachtexemplar sein mit seinen Gelb-, Rot- und Brauntönen, aber war das ein Grund, es eine halbe Ewigkeit anzustaunen wie einen Adonis und die ganze Welt darüber zu vergessen? Sind Menschen wie ich mit ihren kleinen Schwächen und bescheidenen Bedürfnissen etwa weniger wert? Warum konnte man solche Konzentrationsübungen nicht in den eigenen vier Wänden abwickeln? Es gab Bettbezüge in allen möglichen

Ausführungen, und nach dem Dessin »Indian Summer« würde die Verkäuferin wohl nicht lange suchen müssen. Ich hätte die Rechnung kommentarlos beglichen, wenn es damit getan gewesen wäre. War es aber nicht. Und warum? Weil sie ihren eigenen Kopf hatte, und davor wedelte dieses Blatt. Mir wurde unwirsch zumute.

Ich räusperte mich. Ich hustelte. Ich hüpfte auf der Stelle, bis sich unter meinen Füßen zwei quatschende Vertiefungen gebildet hatten, aus denen das Wasser spritzte, wenn ich landete. Dann gab ich auf.

»Deine Uhr!«

»Wie bitte?«

»Die Uhr!«

Den Kasernenhofton wollte ich überhört haben.

»Wenn du wissen willst, was die Stunde geschlagen hat – bei mir gerade dreizehn. Wir verplempern hier in diesem Sumpf...«

Sie streifte mir den Ärmel zurück, löste das Uhrenarmband und gab mir einen Kuß. Erkläre das, wer kann, aber ich hielt still. Es hielt alles still um uns herum. Selbst die Böe war wie abgeschnitten; nichts regte sich. Nur die Fee nickte inmitten ihrer Dornröschenwelt immer wieder zustimmend mit dem Kopf.

Oder halt, sie nickte nicht nur, sie zählte auch. Leise und doch vernehmlich zählte sie die Sekunden, und zwar rückwärts. Jetzt war sie bei zwanzig, bei fünfzehn. Bei zehn blickte sie sich zugleich beunruhigt und erwartungsvoll um, zog durch die Nase Luft in die Lungen, als müßte das anstehende Ereignis schon im voraus einen verheißungsvollen Duft verströmen, pustete dann enttäuscht und die sieben überspringend.

Bei fünf schob sie ihre Hand nach oben, hielt aber während des Zugreifens inne, als bestünde das Blatt nicht aus verrottender organischer Substanz, sondern aus einem noch glühenden Metall. Die Finger näherten sich so weit an, wie es die Hitze zuzulassen schien, und zitterten fein,

als sähe man sie durch das Wabern der über einer Esse aufsteigenden Luft.

»Drei, zwei, eins.«

Vielleicht besaß sie die Fingerfertigkeit von Zauberern oder Berufsspielern, der das Auge nicht folgen kann, vielleicht war der natürliche Augenblick der Abtrennung gekommen. Jedenfalls löste sich das Blatt genau zum vorherbestimmten Zeitpunkt, ohne daß ich eine Manipulation hätte erkennen können, und taumelte zu Boden.

Wie auf ein geheimes Kommando lief jetzt auch der Filmprojektor wieder an, und das Leben kehrte in die Welt zurück. Die Bäume rauschten wie gehabt, ein Eichelhäher strich schimpfend ab, in einem Gebüsch wütete etwas Pelziges wie ein Berserker, der Windstoß erreichte uns mit seiner zweiten Hälfte und riß das Blatt nach oben.

In der Luft einen Purzelbaum nach dem anderen schlagend, turnte es über die Lichtung davon, reagierte dann mit ein paar eiernden Pirouetten auf das Ende des Auftriebs und wäre mit der schütterten Wolke von ebenfalls Abgeblättertem zu Boden gegangen, hätte es in Kniehöhe nicht doch noch eine stabile Fluglage erreicht. Sie erlaubte es ihm, in kontrolliertem Sinkflug die andert-halb Meter zu überwinden, die es noch von der betonierten Rinne trennten, in der es gegen die Strömung einschwebte wie ein Flugboot. Die aufgeschwemmte Wasserschlange in dem vom Frost längst zersprengten und schon halb renaturierten Kanalbett trug es eilig davon.

»Das wär's. Meinetwegen können wir fahren.«

»Du willst mich wohl auf den Arm nehmen. Dieser dämliche Fetzen Kompost...«

»...wird die Welt verändern. In ein paar Stunden ist es vorbei mit den Selbstverständlichkeiten.«

»Da kann ich ja gleich den Anfang machen«, fuhr ich sie an, und es kümmerte mich keinen Deut, daß auf ihrer Stirn dicht an dicht die Schweißperlen standen.

II.

Ich bin nicht unbeherrscht, aber alles hat seine Grenzen. Und wenn man zum Beispiel stundenlang wie ein Ölgötze im Wald abgestellt wird und Zeuge werden muß, wie die eigene Freundin in den Beisetzungsfeierlichkeiten für ein abgetragenes Stück Herbstgarderobe aufgeht, während sich ihr Lebensgefährte den Tod holt, dann sind diese Grenzen überschritten. Also habe ich keinen Grund, etwas zu beschönigen oder zurückzunehmen. Ich tobte, und das mit dem besten Gewissen der Welt. Es war, als wäre das Frettchen oder was immer dort unter dem Busch rumort hatte, in mich gefahren, weil seine urtümliche Wut den kleinen Körper überforderte und sich nur in einem viel mächtigeren und ungeschlachteten Leib ausrasen konnte. Ich schrie, ich schäumte, ich ruderte um sie herum wie Rumpelstilzchen um seine Feuerstelle. Und daß meine Kraftakte und Kraftausdrücke offenbar nicht den gewünschten Eindruck hinterließen, von Verängstigung gar nicht zu reden, brachte mich nur noch mehr in Rage.

Unter ihrem schamlosen Lächeln fiel mir wie von selbst eine ganze Choreographie des Veitstanzes zu. Ich sprang in die Bäume und riß das Laub händeweise herunter, um entweder darauf herumzutrampeln oder es auf ihren Kopf herunterflattern zu lassen. Ich sank vor einem abgeplatzen, von Gängen durchzogenen Rindenring in die Knie, streichelte den Ast, an dem das Blatt gesessen hatte, brach ihn im nächsten Augenblick herunter, zerstückelte ihn, indem ich mit sich überschlagender Stimme von zwanzig an rückwärts zählte, und bewarf sie mit den Überresten. Als ich dabei auch noch unversehens in dornige Fußangeln geriet, wurde mir schwarz vor Augen. Ich erwachte in der randvollen Entwässerungsrinne, in der ich halb hockte, halb stand, mit beiden Händen alles hineinschaukelnd, was mir unter die Finger

kam. Was ich in dem Intervall meiner geistigen Abwesenheit an Boden bewegt hatte, hätte einem Dachs zur Ehre gereicht, aber ich spürte, daß ich erst jetzt richtig in Schwung kam, und verdoppelte keuchend meine Anstrengungen.

»Was wird denn da unter die Erde gebracht?« fragte sie transusig.

Die Zicke, als ob sie nicht sehen könnte, daß ich nichts zuschüttete, sondern im Gegenteil ihrem Lieblingsblättchen eine ganze Laubarmada hinterherschickte, die es einkreisen und versenken würde.

»Was Sie da vergraben im Wald?«

Jetzt siezte sie mich auch schon, und wie der Wolf Kreide frißt, um seine Stimme weich zu machen, hatte sie vielleicht unter Zuhilfenahme einer Handvoll Hagebuttenkerne diesen Reibeiseneffekt erzeugt. Ich war erregt, bitte ich zu bedenken, da geht man bisweilen von falschen Voraussetzungen aus. Jedenfalls fuhr mir der Groll, den ich gegen sie hegte, in einer letzten Aufwallung bis in die Fingerspitzen, um sich dort mit der Empfindung des kühlen Bodens zu vermischen, der mir unter den Nägeln saß, und sich fast im selben Augenblick in seinen feinen Ausdünstungen zu verflüchtigen wie ein Tropfen Bitterstoff in einer Flut von Rosenöl. Sie war nun einmal sprunghaft und verspielt, und sie meinte es doch nicht böse. Ich spürte, wie mir warm wurde vor Versöhnlichkeit, und ich unternahm nichts dagegen, denn ich bin kein nachtragender Mensch. Vielmehr drehte ich mich um, entschlossen, sie diesmal mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Was hinderte mich schließlich, einfach auf ihre neue Marotte einzugehen und das Ein- und Ausgrabenspiel in jenem Daunenbult fortzusetzen, wo ich mich schon meiner angegriffenen Gesundheit zuliebe möglichst bald kräftig auszuschwitzen gedachte.

Daß daraus nichts werden würde, erkannte ich unschwer und aus den Augenwinkeln. Sie hatte sich nämlich in drei Männer verwandelt, von denen zwei lange Metallstangen auf den Schultern balancierten, während der dritte sich mit einer Kettensäge abschleppte. [...]

VI.

Die Polizeistation lag im ersten Stock über einer Videothek, deren Besitzer sich rückhaltlos den Wiedergängern, Zombies und Untoten verschrieben hatte. Selbst vor den Plakaten machte diese Leidenschaft nicht halt, denn sie priesen nicht nur die entsprechenden Streifen an, sondern sahen selbst so bleich und mitgenommen aus, als hätten sie mehrere Jahre des lebendig Begrabenseins hinter sich.

Der Grünfink hatte inzwischen einen Arzt unterrichtet und den Fahrer, der ihn abholen sollte, auf den Weg geschickt. Jetzt saßen wir uns in seinem Büro gegenüber und aßen Pommes frites, die er aus der Imbißstube gegenüber hatte heraufbringen lassen. Meine linke Hand war mit den Handschellen an die Stuhllehne gefesselt, so daß ich die kleine Plastikharpune, die die Gabel ersetzte, ungehindert einstecken und zum Mund führen konnte. Trotzdem brauchte er nicht einmal die Hälfte der Zeit, um seine Pappschachtel zu leeren. Er wischte sich den Mund sorgfältig an der mitgelieferten Papierserviette ab und lehnte sich zurück, während ich weiter vor mich hin forkelte.

»Achtundachtzig, vierundachtzig, nullsechs – richtig?« fragte er und hob den Telefonhörer ab.

Ich nickte. Er ließ es solange durchläuten, bis die Post die Verbindung kappte. Seltsamerweise war ich nicht einmal enttäuscht.

»Sehen Sie, niemand zu Hause.«

»Sie wird noch unterwegs sein. Schließlich hat sie das Auto stehenlassen.«

»Aber die Schlüssel mitgenommen. Seltsam, finden Sie nicht?«

Hätte er sie gekannt, wäre er mit diesem Wort vorsichtiger umgegangen, soviel war sicher. Ich hätte ihm, ohne viel nachzudenken, mehr Seltsamkeiten an ihr aufzählen können, als er Kartoffelstäbchen in den Mund geschoben hatte. Aber in seinen Augen war ich ohnehin ein notorischer Lügner, und man muß die Leute, die einem nicht grün sind, ja nicht noch zusätzlich in ihrer Meinung bestätigen.

Statt dessen sagte ich etwas, das er mir schon deshalb glauben würde, weil sich die Verdächtigen in Kriminalfilmen damit regelmäßig nur noch verdächtiger machen.

»Ich möchte einen Anwalt sprechen. Wenn ich mich nicht irre, habe ich ein Recht auf juristischen Beistand.«

»Mit gewissen Einschränkungen.«

»Wieso das?«

»Weil die meisten Kanzleien um diese Zeit längst geschlossen haben. Aber wenn Sie es trotzdem versuchen wollen, bitte sehr.«

Mir fiel nur ein Spezialist für Patentrecht ein, mit dem ich beruflich ab und an zu tun hatte. Aber vielleicht konnte er mich an jemanden weiterempfehlen, der sein Brot nicht mit der Ausschlichtung von Erfindungen, sondern mit der Verniedlichung von Bluttaten verdiente. Mein Bekannter hatte seine Praxis in Duisburg; der Grünfink ließ sich die Nummer von der Auskunft geben und wählte sie an.

Die Sekretärin meldete sich. Der Grünfink fragte nach ihrem Chef, erhielt aber offenbar eine ausweichende Antwort, so daß er mir den Hörer herüberreichte.

»Patzter. Bestimmt hatten wir schon miteinander zu tun. Ich kümmere mich bei LOO-DO Toys um die Lizenzen und Ideen-Akquisition und ...« Am anderen Ende ein

Rumpeln und unterdrücktes Stimmengewirr wie bei Telefonaten in die Dritte Welt.

»Malte, du verwirrst dich wieder«, sagte Bérénice darüber hin.

Ich fuhr hoch wie von der Tarantel gestochen und stieß dabei den Stuhl um, der an der Metallkette unter meinem linken Handgelenk herumschwang und mir mit der Lehne gegen das Schienbein prallte. Der Bluterguß war mir sicher.

»Hör mal«, japste ich endlich, meine Erregung und den Schmerz mühsam überspielend, »ich sitze hier ganz schön in der Bredouille.«

»Werden Sie immer gleich so vertraulich, Herr Patzer?« tönte es nicht länger fiepsig zurück wie aus Feuerland, Mafeking oder Gdansk, »oder haben Sie getrunken?«

»Vielleicht war was mit den Pommes«, sagte ich.

»Ich kann Sie im Augenblick leider nicht durchstellen, weil Herr ...«

Ich gab den Hörer zurück.

»Scheint sich erledigt zu haben«, sagte der Grünfink, »vielen Dank«, und legte auf.

Ich brachte den Stuhl auf die Beine, plazierte ihn vor dem Schreibtisch wie gehabt, ging, die Kette mit dem ausgestreckten linken Arm verlängernd, um ihn herum, setzte mich und betastete meine Prellung.

»Also?« meldete er sich nach einer Weile. »Möchten Sie, daß ich es anderswo versuche?«

»Wenn man unschuldig ist, braucht man keinen Anwalt«, parierte ich und schüttete mir den Rest der Pommes frites direkt aus der Schachtel in den Mund.

VII.

Ich hatte keine zwei Minuten gegessen, als ein junger Mann durch den Eingang stürzte, auf die Kasse zueilte,

stutzte und solange vor dem Schild stehenblieb, als müsse er es sich vorbuchstabieren. Sie wies mit den Augen auf ihn und nickte mir zu.

Die Klingel, die den Beginn der Vorstellung ankündigte, läutete zum ersten Mal. Die Türen begannen eine Art Sog auf die Menschenmoleküle im Foyer auszuüben, als wären in einem Entwässerungssystem die Schieber und Sperren geöffnet worden. Der junge Mann trudelte in diesem Strom etliche Male um seine eigene Achse, bis er Bérénice entdeckte, auf die er wie ein Schiffbrüchiger zuruderte. Im Handumdrehen war der Handel abgewickelt, es klingelte zum zweiten Mal, er warf ihr noch eine Kußhand zu, dann spülte es das leuchtende Gesicht an der Platzanweiserin vorbei in die andere Welt.

Bérénice stieg aus der letzten Welle des Premierenpublikums wie aus einem abebbenden Meer und setzte sich zu mir auf die Bank. Wortlos sahen wir zu, wie nach dem dritten Signal auch noch die übriggebliebenen Tropfen, die sich etwas auf ihre Individualität zugute hielten und der Vermassung mit ostentativer Rückständigkeit begegneten, lustwandelnd und plaudernd die Schleusen passierten, die sich wie aufwischend hinter ihnen schlossen. Ehe ich mich's versah, war ich allein mit einer Fremden – und dem Teppichboden, dessen ruinöses Muster sie mit der Schuhspitze nachzeichnete.

»Haben Sie jetzt begriffen?« fragte sie mich aufblickend, während ihr Fuß der wirren Linienführung noch einmal auswendig und mit der Präzision eines Automaten folgte.

»Ehrlich gesagt, nein. Es sei denn, dieser jugendliche Überschwang war der Grund, die blinde Begeisterungsfähigkeit, der es völlig gleichgültig ist, wo sie sich festsaugt.«

»Sind Sie da abgeklärter?«

Ich zuckte mit den Schultern. »In meinem Alter erwartet

man keine Wunder mehr, nicht einmal auf dem Theater.«

»Aber er wird sich ein Leben lang an diesen Abend erinnern.«

»Da hätte er viel zu tun.«

»Ich fürchte nicht.«

»Wieso?«

»Übermorgen liegt er auf der Intensivstation und in einer Woche auf dem Friedhof.«

Ich spürte zum ersten Mal den unterkühlten Salamander zwischen den Schulterblättern. Die absolute Ungenierteit, mit der sie dem Schicksal in die Karten sah, und der Brustton der Überzeugung, in dem sie anschließend wildfremde Menschen ins Jenseits verschickte, war entweder eine schauspielerische Glanzleistung oder die Ausgeburt eines kranken Gehirns. Kaum ging mir die Alternative durch den Kopf, hatte ich mich auch schon entschieden.

»Gut möglich. Wahrscheinlich holt er sich heute abend vor lauter Verückung einen Herzkasperl oder die wundgeklatschten Hände entzündeten sich und ...«

»Er ist Bluter. Übermorgen war er noch unachtsamer als eben. So passiert das.«

Es fehlte nicht viel, und ich hätte mich meiner Bemerkung geschämt.

»Und woher wollen Sie das alles wissen?«

»Weil ich ein Billard-Talent bin. Ich kann mir genau vorstellen, wohin die Kugeln laufen, obwohl sie alle die Unwucht haben, die Bande so ungehobelt ist wie ein Verschabungsbrett und der ganze Tisch wackelt.«

Dramatisches

Auszug aus »Würm. Ein Spektakel«

I.

Zeit: Nachkrieg III.

Das Innere eines Museums.

Ein halbrunder, offenbar zentraler Raum mit zwei Gängen, die ein Stück weit einzusehen sind. Über dem Raum wölbt sich eine noch leidlich intakte, aber stark verschmutzte Glaskuppel, durch die ein unstetes Tageslicht fällt. Die zahlreich vorhandenen Ausstellungsstücke entstammen sämtlich der sakralen Kunst der Gotik und des ausgehenden Mittelalters; dominierend ein Steinrelief, das die Anbetung Christi durch die Heiligen Drei Könige zeigt. Das Museum macht einen verwahrlosten Eindruck, der durch den sich neben dem rechten Gang auftürmenden Konservendosenhaufen, einen großen Bücherstapel auf der linken Seite und eine völlig zerschlissene Besucherbank im Vordergrund noch akzentuiert wird.

Mehrere Exponate liegen am Boden. Auf einem der frei gewordenen Wandstücke ist der Negativabdruck einer menschlichen Hand zu sehen, wie man ihn von Höhlenzeichnungen kennt.

Neben einem weiteren heruntergeworfenen Kunstwerk steht breitbeinig Steintal und preßt seine Rechte auf den Beton. In der linken Hand hält er eine mit Tinte gefüllte flachleibige Flasche. Er führt sie zum Mund, nimmt einen Schluck und speit die Flüssigkeit explosionsartig über die aufliegenden Finger. Als er die Hand abzieht, ist ein neuer Abdruck gleich dem ersten entstanden.

Zufrieden grunzend humpelt Steintal – sein linkes Knie ist mit Hilfe einiger Holzstangen und eines Riemens über der Hose notdürftig geschient – einige Schritte weiter und stößt,

um sich Platz zu schaffen, abermals eine Skulptur von ihrem Sockel.

Das laute Poltern läßt Adda aufschrecken, die sich schlaftrunken unter einem Haufen von Kleidungsstücken und Decken hervorwühlt.

Steintal ist inzwischen damit beschäftigt, sich die Innenseiten seiner Hände mit Tinte einzufärben. Adda sieht gähnend zu, wie er die Handflächen an die Wand preßt und jetzt zwei Positivabdrücke hinterläßt.

ADDA: Und?

Steintal dreht sich wortlos zu ihr um.

ADDA: Und, Steintal?

STEINTAL: Spuren ... ich hinterlasse Spuren ...

ADDA: Du hinterläßt Spuren.

STEINTAL: Ja, wie die Saurier, verstehst du, ... die haben schließlich auch rücksichtslos im Lehm rumgetrampelt ... nur wegen der Versteinerungen ... konnten es praktisch überhaupt nicht abwarten, der Nachwelt ihre Fußsohlen vor die Nase zu halten, die Tierchen. Und da wird man doch selbst als Krone der Schöpfung...

ADDA: ... seine Patschhändchen überliefern dürfen.

STEINTAL: So ungefähr.

ADDA: Ein tiefer Fall.

STEINTAL: Wieso denn?

ADDA: Ich denke, du hast in Belletristik gemacht ... früher.

STEINTAL *(mit deklamatorischem Pathos)*: Ach was, Belletristik – Lyrik, Adda, Lyrik! Vor dir steht das poetische Gewissen einer ganzen Generation; meine Gedichte waren Fanfare den Aufbegehrenden, Balsam und Trost den Rechtlosen und Geknechteten, ein Galgenstrick aber und Schierlingsbecher allen Ausbeutern, Menschenschindern – und literarischen Konkurrenten.

ADDA: Und weshalb steigt der Dichturfürst dann herab aus dem Worte in die Niederungen von Primitiven und

Buschmännern, bitte schön? *(deutet mit dem Kopf auf die Handabdrücke)*

STEINTAL: Die Zeiten ändern sich, Adda. Der Buchstabe hat sich überlebt. Das Genie entzündet sich heute für die urtümlichen und bewährten Ausdrucksformen der Sammler und Jäger. Schließlich sind sie uns in ihrer Anspruchslosigkeit und Widerstandskraft ohnedies leuchtende Vorbilder geworden – im gegebenen existentiellen Rahmen, meine ich –, warum also sollten nicht auch ihre ästhetischen Anschauungen wieder zu Ehren ...

ADDA *(die schon seit geraumer Zeit versucht, sich aus einer Art Schlafsack zu befreien, ihn unterbrechend)*: Ach Quatsch, Steintal ... hilf mir lieber raus hier.

Steintal verfolgt ihre Bemühungen mit amüsiertem Interesse.

STEINTAL: Ja, ja, wird enger und enger das Häutchen, wenn's im Unterleib wuchert, was?

ADDA: Besser es wuchert unten als im Kopf. ... Und schließlich ...

STEINTAL: Und schließlich was?

ADDA: Und schließlich warst du auch daran beteiligt, oder?

STEINTAL *(zuckt mit den Schultern)*: Nebst Sabbat und Fantini.

ADDA: Nebst Sabbat und Fantini, allerdings, *(nach einem weiteren vergeblichen Befreiungsversuch)* Nun mach schon, los doch.

Steintal humpelt die wenigen Schritte zu ihr hinüber und stellt sich auf das Fußende des Sackes, so daß Adda sich herauswinden kann. Sie ist, wie man jetzt erkennt, hochschwanger.

ADDA: Ist noch was da?

STEINTAL: Wir lassen uns doch nicht von Reptilien in die Tasche stecken. Was diese kalten Kriecher geschafft ...

ADDA: Ob noch was da ist, Mensch?

STEINTAL: Die haben schließlich nur rumgestanden in ihren Spuren; stehen da und kühlen aus über Nacht und trotzdem ...

ADDA (*tritt gegen Steintals verletztes Bein*): Verdammt noch mal, Steintal, füttere endlich dein Kind.

STEINTAL (*aufbrausend*): Mach das nicht noch mal, du! ... Ist alles leer. War schon eben nichts mehr da.

ADDA: Sieh wenigstens nach.

Steintal humpelt zum Dosenhaufen und beginnt lustlos nach Eßbarem zu suchen.

STEINTAL (*zu sich*): Alles aufgefressen! Fressen alles kahl wie die Raupen. Ohne Rücksicht, ohne Vorsorge, ohne einen Funken Gemeinschaftsgeist und Anstandsgefühl, das Pack das!

Schließlich findet er zwei Dosen, die noch Nahrungsreste enthalten.

STEINTAL (*zu Adda*): Hier ... mit den besten Empfehlungen des Hauses. *Adda stopft sich den Doseninhalt hastig in den Mund und wischt die Büchsen anschließend mit dem Zeige- und Mittelfinger sorgsam aus.*

STEINTAL (*nachdem er eine Weile zugesehen hat*): Viel von dem Zeug ist nicht mehr auf Lager. Wir werden wohl bald einen der unseren zur Schlachtbank führen müssen.

ADDA (*ihn bedeutungsvoll ansehend*): Die Kranken und Siechen bieten sich an, Steintal.

STEINTAL: Oder Schwangere. Die Mutter voll von Hormonen und Vitaminen; und dann als Nachtschiff so ein gedünsteter Fötus – eine seltene Delikatesse, habe ich mir sagen lassen.

ADDA: Ein Feinschmecker der ganz alten Schule; na ja, paßt wenigstens zu deinen neuesten künstlerischen Einsichten.

STEINTAL (*deutet eine Verbeugung an*): Ganz wie Ma-

dame belieben. Der alten Schule, bitte sehr. In Erwartung ihrer zarten Lenden stets zu Diensten, meine Gnädigste.

Adda steht auf, streicht das Kleid über ihrem Leib glatt und verschwindet in einem der Gänge.

STEINTAL (*ihr nachrufend*): Und sieh dich vor, daß du es nicht aus Versehen mit rausspülst bei der Morgentoilette.

Während der Abwesenheit Addas sucht sich Steintal eine Sitzgelegenheit, nimmt vorsichtig Platz und betastet sein verletztes Kniegelenk. Dann nimmt er zwei Bruchstücke einer zertrümmerten Statue vom Boden auf und beginnt sie zunächst spielerisch, dann immer konzentrierter aufeinanderzuschlagen.

Als Adda nach einer Weile zurückkommt, bemerkt er sie nicht.

ADDA: Fehlt nur noch das Bärenfell.

Steintal blickt auf, stößt einige unartikulierte Laute aus, bleckt die Zähne und imitiert Drohgebärden eines verängstigten Frühmenschen.

STEINTAL (*das Rollenspiel beendend*): Gut so?

Adda winkt ab und beginnt die Decken ihrer Schlafstelle auszuschiütteln und zusammenzulegen.

ADDA (*nach einer Weile*): Wann sind Sabbat und Fantini weg, heute morgen?

STEINTAL: Wie immer. Wollten ins Zentrum. Da soll in einer Tiefgarage noch ein Lastwagen stehen von irgendeiner Großmarktkette, voll bis oben hin. Ist aber schwer dranzukommen wegen des Wassers, sagt Fantini.

ADDA: Vielleicht gar nicht so schlecht.

STEINTAL: Wieso?

ADDA: Mit dem Wasser, meine ich. Das kühlt doch. Hat sich vielleicht einiges besser gehalten ... besser als unser Zeug hier.

STEINTAL: Schon möglich. Aber die Taufe mit Sahnetorte, Sekt und Pistazieneis kannst du dir trotzdem aus

dem Kopf schlagen.

ADDA: Weiß ich selbst. Ich dachte nur ...

STEINTAL: Was denn?

ADDA: Irgend etwas für das Baby. Hat sich von euch eigentlich schon jemand Gedanken darüber gemacht, was das Kind essen soll, wenn es da ist?

Während der Dialog fortgesetzt wird, betritt J. C. den Raum. Er trägt ein fast bis zum Boden reichendes wallendes Gewand, Sandalen und eine tief in die Stirn gezogene Dornenkrone, unter der er nur mit Mühe hervorblicken kann. Von den beiden Anwesenden völlig ignoriert, mustert J.C. die umgestürzten Skulpturen und bleibt dann vor den Handabdrücken stehen. Interessiert schiebt er die Dornenkrone wie einen Hut in den Nacken und starrt abwechselnd auf die Abdrücke und seine eigenen Hände.

STEINTAL: Milch, die trinken doch alle Milch, zuerst.

ADDA: Und dann, später? Oder wenn nicht genug rauskommt bei mir?

Steintal konzentriert sich ganz auf die Herstellung seines Faustkeils.

ADDA: Wovon es satt werden soll, Steintal?

STEINTAL (*ungehalten*): Findet sich schon was mit der Zeit. Wir sind ja auch noch nicht verhungert – bis jetzt jedenfalls.

ADDA: Aber es wird doch immer weniger, was Sabbat und Fantini auftreiben. Und das meiste ist sowieso verdorben.

STEINTAL: Wenn mein Bein wieder in Ordnung ist, gehe ich jagen.

ADDA: Jagen! Du gehst jagen. Was denn, Steintal? Mammuts?

STEINTAL: Es gibt Wichtigeres als diese ewige Freßsucht. Zum Beispiel Aufzeichnungen ...

Steintal, in dessen Rücken J.C. agiert, greift sich – ohne sich umzusehen oder die Rede zu unterbrechen – eine der her-

umliegenden Dosen und schleudert sie nach J.C., der daraufhin gemessenen Schrittes und ohne seinerseits von der Attacke Kenntnis zu nehmen, den Raum durch den zweiten Gang verläßt.

STEINTAL: ... Aufzeichnungen zu hinterlassen, das ist jetzt die Hauptsache. Wir müssen uns bemerkbar machen. Dokumentieren, das noch etwas da ist. Mit Zeichen, die widerstandsfähig sind, überleben, Zeugnis geben in alle Ewigkeit, daß noch jemand hier ist, trotz allem, verstehst du?

ADDA: Mir reicht's langsam, Steintal. Es dürfte deiner schönen Seele nicht entgangen sein, daß die Nachfrage nach Büchern gleich null ist. Es gibt keine Leser, keine Verleger, keine Händler, keine Autoren. Es ist alles futsch, Steintal, wie die Städte und ihre Bewohner. Alles den Bach runtergegangen, das Land, die Kultur, die ganze aufgetakelte Zivilisation und dein literarischer Ruf, nicht zu vergessen. Alles im Eimer, alles! Bis auf die paar elenden Widerstandsnester wie unseres hier. Geht das nicht in deinen gottverdammten Schädel, Steintal? Die einzige Nachwelt, das ist die, die ich in meinem Bauch habe, und was da rauskommt, weiß kein Mensch. Und du faselst von Aufzeichnungen, Mensch; für wen willst du deine Bücher denn schreiben, für wen?

STEINTAL *(den Faustkeil prüfend schwingend)*: Keine Bücher ... natürlich nicht ... *(erhebt sich und humpelt auf eine Holzfigur zu)* nein, nein, Adda ... *(schlägt der Plastik einen Arm ab)* keine Schrift, keine Wörter, keine Sprache! *(hackt mehrmals auf den anderen Arm ein, bis auch dieser abbricht)* Bilder ... Zeichen, die jeder versteht ... augenfällige Symbole, die einleuchten ohne den Umweg *(klopft den Kopf)* über das Gehirn.

ADDA: Fantini wird das nicht gefallen, wenn du sein Museum ruinierst.

STEINTAL: Und wenn schon! Wird ohnehin Zeit, daß

ihm jemand klarmacht, welchen Plunder er hier aufbewahrt. – Komm her!

ADDA: Du weißt doch, es geht nicht mehr in meinem Zustand.

STEINTAL (*den Sockel mit dem Torso beiseiteschiebend*): Schon gut, Adda, schon gut. Niemand will etwas von dir. Stell dich nur hierhin, komm.

ADDA (*kommt zögernd näher*): Und was soll das jetzt wieder?

STEINTAL: Spurensicherung ... die Sicherung der Spuren. Und völlig schmerzlos. ... Komm, nun komm schon. Stell dich hier an die Wand! So!

Steintal schiebt Adda seitwärts dicht an die Wand, zieht die Tintenflasche hervor und beginnt, ihr Körperprofil – vor allem Brust und gerundeten Bauch – auf die Wand zu übertragen.

STEINTAL: Wie du siehst, entschädigen wir Fantini für seine Verluste. Und den Sauriern wischen wir auch noch eins aus, das wäre doch gelacht, was Adda.

II.

Mehrere Stunden später.

Bühnenbild wie vorher; nur die Konturen Addas sind jetzt vollständig. Die zertrümmerten Skulpturen liegen an ihrem alten Platz.

Fantini steht starr vor den Handabdrücken – zwischen den Fingern den Zipfel eines Plastiksacks, den er offenbar kurz zuvor hat zu Boden gleiten lassen.

Adda sitzt auf ihrem Platz, Steintal liegt schlafend auf der Besucherbank.

ADDA (*leise vor sich hinsingend*):

Wir lagen schon 14 Tage,
kein Wind in die Segel uns pfiff,
der Durst war die größte Plage,
dann liefen wir auf ein Riff.
Ahoi, Kameraden, ahoi, ahoi,

Leb' wohl, kleines Madel, leb' wohl, leb' wohl!
Ja, wenn das Schifferklavier an Bord ertönt,
ja, dann sind die Matrosen so still, ja so still,
weil ein jeder nach seiner Heimat sich sehnt,
die er gern einmal wiedersehen will.

Unterdessen löst Fantini seinen Blick von den Abdrücken und schwenkt nach unten auf die zertrümmerte Figur. Er läßt den Plastikzipfel los; der Sack fällt leise polternd ganz zu Boden. Fantini hat offenbar einen Entschluß gefaßt, wendet sich um und geht auf Steintal zu. Fantini beugt sich über Steintal, legt die Hände um seinen Hals und drückt zu.

Alles erstarrt eine Sekunde lang zum Tableau, bis Steintal aus dem Schlaf aufschreckt und in Todesangst mit Fantini zu kämpfen beginnt, ohne sich allerdings aus seinem Griff lösen zu können.

FANTINI (während des Ringens hervorstoßend): Euch alle habe ich gewarnt ... kurzer Prozeß ... mit Vandalen und Bilderstürmern ... habe ich gesagt ... kurzer Prozeß ... kein Pardon ... Steintal, kein Pardon ... für Kunstschänder, Diebe, Marodeure ... du überlebst die Statue nicht ... du verdammter ...

Steintals Gegenwehr läßt nach; er befindet sich an der Grenze zur Bewußtlosigkeit.

Adda, die das Geschehen bisher wie gelähmt beobachtet hat, springt auf und versucht, Fantinis Hände von Steintals Kehle zu lösen.

ADDA: Fantini, hör auf, hör auf! Um Himmels willen, Fantini!

Fantini stößt ihr wütend sein Knie in den Unterleib, so daß Adda vor Schmerzen aufschreit, einige Schritte zurücktaumelt und dann zusammenbricht.

Steintal hat den Augenblick, in dem Fantini den Griff lockern mußte, genutzt, um seinen Faustkeil aus der Tasche

zu ziehen. Als sein Gegner erneut zupackt, schlägt er ihm damit mehrmals über den Schädel.

Fantini läßt von ihm ab, preßt die Hände auf seinen Kopf, wobei die Ellbogen vor dem Gesicht zusammenstoßen, und sinkt, ohne einen Laut von sich zu geben, in die Knie. So verharrt er eine Weile, bevor er seitlich abkippt und verkrümmt liegenbleibt.

Steintal rollt sich von der Besucherbank und bleibt einige Zeit nach Luft ringend daneben stehen, wobei er sich mit der Linken den Hals massiert. Der Faustkeil schwingt derweil regelmäßig wie ein Pendel in der anderen Hand hin und her. Dann geht er die wenigen Schritte zu Fantini hinüber und sieht auf ihn herab.

Ein lauter werdendes Rumpeln, Schleifen und Keuchen in einem der Gänge.

SABBAT (noch unsichtbar; außer Atem): Helft, helft, Brüder in Christo ... Schwerer denn ein Joch lastet die Güte des Herrn ... seine Wohltaten ... sind mir zum Kreuze geworden über den Schultern ... seine Gnade ... (kommt rückwärts auf die Bühne, wobei er einen großen Plastiksack ruckweise hinter sich herzerzt) schleift den Boden ... Halleluja, Brüder ... Halleluja, Schwester ... Manna gab uns der Herr ... Es jauchzet das himmlische Jerusalem ... der Herr lasset die Seinen nicht verderben (kommt mit seiner Last zum Stand, kramt kurz im Sack und wendet sich triumphierend, zwei Konserven in den Händen schwenkend den übrigen zu) ... Manna ... Halle – Sabbat unterbricht sich, als er erkennt, was geschehen ist.

STEINTAL (immer noch vor Fantini stehend, nach einer Weile, ohne sich umzusehen): Und was ist drin, Sabbat?

SABBAT (stolz): Bohnen, Ravioli, Weinsauerkraut, Champignons, Thunfisch, Erdbeermarmelade, Sülze, Corned beef ...

Steintal dreht sich bei der Aufzählung zunehmend interessiert um, wobei er den Faustkeil in der Tasche verschwinden läßt.

STEINTAL: Thunfisch auch?

SABBAT (*nickend*): Alles, was da kreucht und fleucht, die Vögel unter dem Himmel und die Fische im Wasser, hat der Herr in unsere Hand gegeben.

STEINTAL: Such mir eine Dose raus, ja. Das Frühstück war wenig herzlich heute morgen.

Während Sabbat in seinem Sack nach dem Thunfisch zu suchen beginnt, öffnet Steintal ein hoch an der Wand befestigtes Tabernakel, tappt mit der Hand darin herum und zieht einen Dosenöffner heraus. Er setzt sich damit auf die Besucherbank. Sabbat reicht ihm eine Dose, die Steintal sofort öffnet, während Sabbat noch eine Weile weitersucht und sich dann mit einer zweiten Konserve neben ihn setzt.

SABBAT: Bei vielen ist das Etikett runter – wegen des Wassers (*zeigt auf seine etikettlose, angerostete Dose*), das gibt manche Überraschung, was.

Er streckt die Hand aus. Steintal stopft sich schulterzuckend weiter Thunfisch in den Mund und gibt ihm mit der freien Hand den Büchsenöffner.

SABBAT (*den Öffner ansetzend*): Und der Herr schuf den Menschen nach seinem Bilde, nach seinem Bilde schuf er ihn. Und setzte ihn über die Pflanzen und Tiere, auf daß er ihnen Namen gebe und sie sich untertan mache auf Erden. Und der Herr sprach zu Adam: »Siehe, zum Herrscher über den Erdkreis habe ich dich auserwählt vor allem Getier und dich gesetzt über den Aar in den Lüften, den Löwen in der Wüste und das sumpfige Reptil.« Und Adam bedachte sich und sprach: »Oh Herr, mein Gott, kein Ende hat die Güte und Weisheit des Herrn, der die Elenden erhöht und die Flehenden errettet. So gib mir ein Zeichen, oh Herr, auf daß der Aar in den Lüften, der Löwe in der Wüste und das sumpfige Krokodil erkennen, daß ich zum König gesetzt bin über sie.« Und der Herr antwortete und sprach: »Wohlan, es sei.« und lehrte Adam das Dosenöffnen.

Hörspiel

Auszug aus »Kopfstand oder Über die Schwierigkeiten beim Anpassen der Prothese«

Die apparative Geräuschkulisse der Intensivstation einer Klinik. Der Patient atmet unregelmäßig; der Herzschlag ist normal.

ARZT: Gleich ist es soweit. Er kommt zu Bewußtsein. Geben Sie ihm die Injektion ... vorsichtig ... vorsichtig doch ... ja, das ist besser ... gut so.

Die Atmung des Patienten beschleunigt sich nach der Injektion immer weiter. Der Prozeß des Erwachens ist äußerst mühsam und gegen Ende von einer energischen Willensanstrengung begleitet. Nach dem ›Durchbruch‹ setzt eine Phase der Erschöpfung ein.

ARZT: Er ist da. Geben sie ihm Sauerstoff ... aber nur ein paar Züge.

Dem Patienten wird eine Sauerstoffmaske auf das Gesicht gedrückt. Er atmet einige Male tief durch.

ARZT: Genug! ... (zum Patienten) Herr Steintal, können Sie mich hören?

PATIENT (zunächst mühsam antwortend, jedoch seine Sprechfähigkeit schnell zurückgewinnend): Ja, ja... ich höre Sie gut.

ARZT: Schön. Sehr schön. ... Herr Steintal, können Sie mich sehen?

PATIENT: Nein.

ARZT: Was sehen Sie? Beschreiben Sie mir, was Sie jetzt sehen.

PATIENT: Grau, alles ist grau, völlig uniform, nichts, was sich abhebt oder unterscheidet. Keine Bewegung, keine Nuancen, keine Konturen.

ARZT: Kein Grund zur Besorgnis, Herr Steintal. Das ist zu Anfang immer so. Wir bekommen das schon hin. Die

Ausgangsposition ist bei allen die gleiche, müssen Sie wissen. Obwohl es sich dann rasch ausdifferenziert. Dem Endprodukt sieht man es nicht mehr an, das ist völlig individualisiert. Der synthetische Charakter verschwindet auch mit der Zeit. Ein ganz selbstverständlicher Gewöhnungsprozeß, Herr Steintal. Wir nennen es die Entfiktionalisierung der Perzeption. Aber das sollte Sie alles nicht belasten. Läuft ja fast automatisch ab, nachdem wir hier die Fundamente gelegt haben.

PATIENT: Ich verstehe nicht ganz ...

ARZT: Entschuldigen Sie. Ich hätte Sie nicht gleich zu Anfang so überfordern und verwirren sollen. Jedesmal nehme ich es mir wieder vor, aber die eigene Engagierte – oder sagen wir: Vorfremde – machen mir immer wieder einen Strich durch die Rechnung. Es ist ein faszinierender Prozeß, selbst noch für mich, unglaublich faszinierend. Aber genug der Erklärungen, beginnen wir. ... Haben Sie die Sonden überprüft, Schwester? ... Gut. ... Zunächst also die elementare Trennung.

Er manipuliert einige Apparaturen und stellt dann eine Art Zeituhr ein.

Sie läuft einige Sekunden und schließt für kurze Zeit ein Relais. Der Patient schreit vor Schmerz auf und verfällt anschließend in Krämpfe, die von heftigen und unartikulierten Lautäußerungen begleitet sind. Nach einer Weile läßt der Schmerz nach; es folgt – wie zu Beginn – ein Stadium extremer Schwäche.

ARZT: Herr Steintal, Sie müssen jetzt bei Bewußtsein bleiben. Es ist sehr wichtig. Kämpfen Sie gegen den Sog an. Bleiben Sie hier. Lassen Sie sich jetzt nicht fortspülen. ... (*fragend*) Sind Sie noch da, Herr Steintal?

PATIENT (*schwach*): Ja ... ja ... ich bin ... noch ... da.

ARZT: Was sehen Sie, Herr Steintal? Beschreiben Sie mir, was Sie jetzt sehen.

PATIENT (*erst mühsam, dann zunehmend konzentrierter*): Ich ... ich ... das Grau ist ... Es ist kein Gau mehr

da. Ich sehe eine Linie, ... eine Trennungslinie ... zwischen zwei Flächen. Die eine Fläche ist weiß, die andere ist schwarz. Die Linie ... Moment mal ... die Linie, das ist doch ... *(mit einer Mischung aus ungläubigem Staunen und Enthusiasmus)* Ich sehe ... einen Horizont. Ich sehe den Horizont ... *(ernüchtert)* Aber das ist ja alles völlig leer ... tot. Über dem Horizont ist eine weiße Leere und unter dem Horizont ist eine schwarze Leere. Was ist das für eine Welt? Was um Gottes willen ist das für ...?

ARZT: Beruhigen Sie sich, Herr Steintal. Das ist nur der erste Schritt. Sie werden weiter vorankommen. In Kürze. Nur Mut, Herr Steintal, Zuversicht und Ruhe werden uns weiterbringen. ... Ich bewege jetzt Ihren Kopf. Bitte beobachten Sie den Horizont. Beobachten Sie ihn genau. ... So. Was ist passiert?

PATIENT: Nichts. Nichts ist passiert. Er hat sich nicht bewegt. Es hat sich überhaupt nichts bewegt.

ARZT: Kein Grund zur Sorge; im Gegenteil, Herr Steintal. Horizontkonstanz ist ein gutes Zeichen, glauben Sie mir. Das bedeutet, daß wir Sie ausgerichtet haben, daß der Grundstein gelegt ist für eine komplexe Umweltwahrnehmung. Ich beglückwünsche Sie. Das ist alles nicht selbstverständlich, sage ich Ihnen. Bei manchen Patienten dauert es Tage, bis sie visuell einigermaßen fixiert sind. Denen kippt dann zunächst alles in die Senkrechte, oder es oszilliert, es kommen Graueinbrüche ...

PATIENT: Aber die Öde. Beklagt sich denn niemand über diese Öde. Sagen Sie mir ... wie lange haben es die anderen ausgehalten hier. *(zunehmend hysterisch)* Wie lange kann es ein Mensch hier aushalten vor diesem kahlen Horizont, vor dieser weißen Lakenwand mit ihrem schwarzen Sockel? Wie lange? Ein paar Tage? Ein paar Stunden? Wie sind Ihre Erfahrungen? Sie müssen mir eine definitive Auskunft ... *(plötzlich wieder normal)* Was tun Sie da?

Der Arzt hat sich inzwischen wieder an den Apparaturen zu schaffen gemacht.

Die Zeituhr läuft.

PATIENT: Halt! Halt! Ich bin noch nicht darauf vorbereitet. Die Schmer ... *Das Relais schließt. Konvulsionen und Schmerzensäußerungen ganz wie beim ersten Mal, dann äußerste Erschöpfung.*

ARZT (*nachdrücklich*): Herr Steintal, Herr Steintal, Sie dürfen jetzt nicht einschlafen! Auf keinen Fall einschlafen! Es geht ums Ganze. Die Ohnmacht ist für Sie kein Ausweg. Alles würde von vorn beginnen. Nicht einschlafen, Herr Steintal. ... (*zur Schwester*) Schwester, er rutscht weg, schnell, schnell ... so spritzen Sie doch, (*zu Steintal*) Sie sind auf dem Wege der Besserung. Wenn Sie nur nicht einschlafen. Bleiben Sie hier. Bleiben Sie in der Realität. Versuchen Sie zu sprechen. Reden Sie! Beschreiben Sie!

PATIENT (*zuerst stockend wie in Trance*): Die ... Schmerzen ... diese ... furchtbaren Schmerzen. Warum machen Sie ... das ... mit mir ... ich will, daß Sie das nicht wieder tun ... hören Sie ... warum?

ARZT: Sie sollten nicht so intensiv nachdenken, Herr Steintal. Lassen Sie die Dinge auf sich zukommen, und beschreiben Sie, was Sie sehen. Das ist jetzt das Wichtigste. Keine verfrühte Reflexion. Glauben Sie mir, Reflexion auf dieser Stufe ist Gift für Sie. Kein Warum und kein Weshalb. Sie müssen uns einfach einen Vertrauenscredit einräumen. Wir bekommen das schon wieder hin. Und was Ihre Fragen angeht, nun, alles zu seiner Zeit. Ich glaube kaum, daß es Ihnen viel sagen wird, aber Sie befinden sich jetzt auf der 2. Stufe. Die 2. Stufe ist schon ein beachtlicher Erfolg. Viele schaffen es erst nach Tagen. Manche bringen es nie bis zur transzendentalen Ästhetik. Meinen Glückwunsch. Sie sind ein Modellpatient. Aber jetzt müssen wir einen Eindruck von Ihrer

neuen Umwelt bekommen. Beschreiben Sie, Herr Steintal.

PATIENT: Ja. Der Horizont ist noch da, das Oben und Unten. Aber irgend etwas ... irgend etwas ist neu. Wenn ich nur darauf käme ... ganz offensichtlich ist da etwas Neues.

ARZT: Können Sie den Kopf bewegen? Versuchen Sie, Ihren Kopf zu wenden – oder wenigstens die Augen, versuchen Sie, den Blick schweifen zu lassen.

PATIENT: Ich ... ich ... jetzt habe ich es, es ist der Raum. Ich habe ein Raumgefühl. (*euphorisch*) Weite, unendliche Weite, Ausdehnung, Höhe. Ich sehe den Raum, ich kann den Raum sehen.

ARZT: Beruhigen Sie sich, Herr Steintal. Es ist ein bedeutender Schritt; aber der Weg ist noch nicht zu Ende. Das Gesichtsfeld ist da, aber wir müssen es noch gründlich durchformen, damit Sie sehen, was ist. Und zu sehen, was da ist, das ist eine schwierige Aufgabe. Aber noch ist es ja nicht so weit, Herr Steintal. Und wir lassen uns Zeit, nicht wahr? ... Aber fahren Sie fort. Was sehen Sie noch?

PATIENT: Der Boden ist glatt, wie poliert. Eine völlig ebene Fläche ... und leicht gewölbt. Vor mir sanft abfallend. In einiger Entfernung scheint die Fläche sich abrupt zu verändern, sie bleibt glatt, leicht gewölbt ... aber das Material ... oder vielleicht besser das Medium ... ist ein anderes. Man kann die Umschlagslinie verfolgen. Das entferntere Medium ist heller ... heller und glänzender. Irgendwie bläulich und – wie soll ich sagen – in sich geriffelt, ja, ganz fein in sich geriffelt, ohne daß der Eindruck der Glätte verschwände. ... Aber wenn ich genau hinsehe ... das ist doch ... ich bin mir fast sicher ...

ARZT: Diese Riffelung, von der Sie sprechen, sehen Sie genau hin, passiert etwas damit, verändert sie sich?

PATIENT: Das ist ... Wasser! Wasser! Da ist ein Ufer und dahinter ist alles Wasser. Ein See oder ein breiter

Fluß. Nein, es stimmt nicht! ... Etwas ist ganz falsch. Wasser fließt; Wasser ist in Bewegung. Das hier ist starr. Bewegungslos. Ganz ohne Leben. Wie ein Foto. *(erneut hysterisch)* Es gibt hier keine Bewegung. Die Wellen sind eingefroren. Kein Wind geht. Es ist alles tot ... wie beim ersten Mal ... es ist immer noch alles tot.

ARZT *(zu sich selbst)*: Das war zu erwarten. Parmenides-Syndrom in ausgeprägter Form. *(zur Schwester)* Schwester, treffen Sie die notwendigen Vorbereitungen.

PATIENT *(aufmerksam werdend und heftig)*: Ich will das nicht. Ich verbiete Ihnen, diesen Apparat einzuschalten. Ich kann das nicht mehr ertragen! Ich kann die Schmerzen nicht ertragen!

ARZT: Sie müssen ganz ruhig bleiben. Wir müssen alle zusammenarbeiten. Haben Sie Vertrauen!

PATIENT *(schreiend)*: Nein! Ich verbiete Ihnen diese Eingriffe! Ich will nicht mehr! Ich kann nicht! Ich verbiete diese Tortur! Das ist unmenschlich!

ARZT *(energisch)*: Reden Sie jetzt keinen Unsinn, Herr Steintal. Der Blick für das Wirkliche ist es, der den Menschen vor dem Tier auszeichnet. Wir helfen Ihnen, diesen Blick zu entwickeln. Und Sie wollen uns Inhumanität vorwerfen? ... Ich gebe zu, die Begleitumstände sind bisweilen etwas schmerzhaft – aber ich bitte Sie, bei welchen echten Lernprozessen ist das nicht der Fall? Außerdem nehmen wir jetzt nur eine kleine Justierung Ihres Wahrnehmungsapparates vor. Mehr eine Feinabstimmung als ein wirklicher Eingriff, wenn man es recht bedenkt. Die heraklitische Schwelle ist niedrig und ungleich leichter zu überwinden als die vorhergehenden. Sie müssen sich entspannen. Verkrampfung und innerer Widerstand sind da von Übel. ... Also ganz entspannt und blicken Sie auf die geriffelte Fläche.

Das Gerät läuft an und wird vom Arzt sehr behutsam manipuliert. Der Patient hat offenbar Schmerzen, die ihn aber dieses Mal nicht völlig dominieren.

ARZT: Was passiert? Sagen Sie schon, was passiert!

PATIENT (*stöhnend*): Der Raum ... der Raum ... pulsiert ... die Proportionen ... kann mich ... nicht orientieren ... Sie müssen aufhören! ... Ich kann ...

ARZT: Beobachten Sie die Riffelung auf dem Wasser. Lassen Sie sich nicht ablenken. Die Riffelung auf dem Wasser. Lassen Sie sich nicht ablenken. Die Riffelung allein ist wichtig.

PATIENT (*mit äußerster Anstrengung artikulierend*): Das Wasser ... ist ... starr ... immer noch ... tot ... jetzt ... es schwimmt ... es ... bewegt sich ... es fließt ... alles fließt ... Wellen ... das Wasser hat ... Wellen.

Das Gerät läuft während der letzten Worte aus, der Schmerz läßt rasch nach.

PATIENT (*in einer Mischung aus Larmoyanz und freudiger Infantilität*): Alles fließt. Alles fließt. Das Wasser hat kleine Wellen. Das Wasser bewegt sich. Die Wellen laufen ans Ufer.

ARZT (*mit dem Ausdruck der Selbstzufriedenheit*): Sehr schön. Raum und die Bewegung in der Zeit. Sie verfügen jetzt über die Kategorien von Raum und Zeit, Herr Steintal. Ich bin sehr zufrieden mit Ihren Fortschritten. Machen Sie so weiter. Ich verspreche Ihnen, Sie werden die Ersatzbildung bald nicht mehr vom Original unterscheiden können. Das ist heute gar kein Problem mehr, wenn der Patient nur etwas guten Willen mitbringt und Kooperationsbereitschaft, vor allem Kooperationsbereitschaft.

PATIENT: Bitte, erklären Sie mir das mit der Ersatzbildung. Diese verschiedenen Bilder können doch ...

ARZT: Ich verspreche Ihnen eine erschöpfende Erklärung, sobald Sie über den Berg sind. Sie haben selbstverständlich ein Anrecht auf Information ... zur gegebenen Zeit, wie ich schon sagte. (*zur Schwester*) Schwester, die Wirkung läßt nach, geben Sie noch einmal die gleiche Dosis. (*zu Steintal*) So, Herr Steintal, Sie müssen sich

jetzt wieder ganz auf Ihre Umgebung konzentrieren (*die Stimme wird zunehmend leiser und vom Rauschen des Wassers überlagert*), visuell und jetzt auch akustisch. Sie müßten etwas hören, das Wasser, Herr Steintal, das Rauschen des ...

Wechsel der Akustik von einem Zimmer in einen offenen, unbegrenzten Raum. Das Rauschen und Plätschern einen Augenblick ganz im Vordergrund.

PATIENT: Aber natürlich, ich höre es ganz deutlich, wie es rinnt und plätschert und schwappt. ... (*Pause, in der Steintal offenbar die nächste Frage des Arztes abwartet*) ... Sie haben recht. Ich höre das Wasser ... (*nochmalige Pause, dann zunehmend ängstlich*) ... So antworten Sie doch. ... Hallo. Ich sage, daß ich das Wasser deutlich höre! ... Wo sind Sie. ... Sie müssen mich doch hören. Sie können mich doch hier nicht einfach zurücklassen. So hören Sie doch. Sie können mich doch hier nicht einfach aussetzen! ... (*weinerlich*) ... Kommen Sie zurück. Ich gebe mir doch die größte Mühe. Ich sehe doch alles, was Sie von mir verlangen. ... Wir müssen in Kontakt bleiben. Sie können das nicht mit mir machen ...

FRAU: Ich bin immer hier. Hier am Fluß. Ich und der Fluß sind immer hier.

PATIENT: Wer bist du?

FRAU: Ich bin mein Leib.

PATIENT: Was meinst du? Ich verstehe nicht.

FRAU: Ich bin Fleisch und Leib und Lust. Sieh mich an! Was siehst du?

PATIENT: Ich weiß nicht.

FRAU: Hier, meine runden Brüste. Siehst du meine runden Brüste. Siehst du meine runden Brüste?

PATIENT: Ja.

FRAU: Und der schöne Leib über den Schenkeln. Siehst du meinen schönen Leib?

PATIENT: Den schönen Leib, ja.

FRAU: Und die Schenkel und die Lust zwischen den

Schenkeln – siehst du das alles?

PATIENT: Ich sehe alles, ja, ja!

FRAU: Ich bin Fleisch und Leib und Lust. Nun sieh dich an! Was siehst du?

PATIENT (*verstört*): Ich ... ich ...

FRAU: Du mußt an dir herabsehen! ... So, ja! Sag mir, was du siehst.

PATIENT (*zunehmend verzweifelt*): Da ... ist nichts. ... Es ist nichts zu sehen! Keine Arme, keine Beine, kein Rumpf! Ich ... ich bin ein Kopf ... ein abgeschlagener Kopf ... ich habe keinen Körper ... körperlos bin ich ... entleibt ... geköpft ... enthauptet ... geschunden ...

FRAU: Aber das ist doch Unsinn. Du darfst dir so etwas nicht einreden. Komm näher.

Patient macht einige Schritte auf sie zu.

FRAU: Noch näher ... so ... noch einen Schritt ... spürst du den Widerstand?

PATIENT: Nein ... doch, ich spüre etwas, jetzt spüre ich es genau.

FRAU: Na, siehst du! Mein Körper an deinem Körper. Meine Brüste, meine Schenkel, ganz warm und weich.

Patient stöhnt erregt.

FRAU (*sinnlich*): Komm, komm ... leg dich auf mich ... komm! Sag, was du fühlst. Was spürst du?

PATIENT (*euphorisch*): Wirklich ... warm und weich ... ich spüre alles ... deinen Körper ... meine Schwere ... und wie du die Schenkel öffnest ... mein Körper ist über deinem Körper ... zwischen den Beinen ... mein Körper ... in deinem Körper ... in deinem runden, warmen Körper ...

Begleitgeräusche eines mit einiger Heftigkeit durchgeführten Koitus. Aus dem Off mit zunehmender Lautstärke die Stimme des Arztes.

ARZT: Herr Steintal! Herr Steintal! Hier spricht Ihr Arzt. Kommen Sie zu sich, Herr Steintal! Sie müssen das sofort abbrechen. Verstehen Sie mich nicht? Hören Sie

sofort auf.

PATIENT (*ohne seine geschlechtlichen Aktivitäten zu zügeln*): Lassen Sie mich in Frieden. Ich brauche Ihren Rat nicht. Scheren Sie sich zum ...

ARZT: Sie lassen mir keine Wahl, Herr Steintal.

Steintal beachtet ihn nicht mehr. Kurz bevor er den Orgasmus erreicht, schlagen die Lautäußerungen intensiver Lust plötzlich in die schon bekannten Schmerzensschreie und Konvulsionen um. Danach der übliche Erschöpfungszustand.

ARZT: Alle machen sie den gleichen Fehler. Sie sind da nicht der einzige, Herr Steintal. Aber wir können nicht zulassen, daß Sie sich über der Entdeckung ihres Körpers völlig verausgaben. Und das noch weit vor Abschluß der Therapie. Dafür müssen Sie Verständnis aufbringen.

PATIENT: Wo haben Sie sie hingeschafft? Sie ist fort. Wo haben Sie sie hingeschafft?

ARZT: Machen Sie sich darüber keine Sorgen. Wir müssen zukunftsorientiert handeln. Was geschehen ist, ist geschehen. Wenn wir daran hängen bleiben, opfern wir alle Dynamik. Es ist doch alles so gut angelaufen. Sie müssen den Schwung nutzen, den Impetus, Herr Steintal. Da gibt es gar keinen Zweifel. Schluß also mit dem Lamentieren! Wir sind uns doch einig, oder?

PATIENT (*resignierend*): Ja, sicher, wir sind uns einig.

Auszug aus »Das Untier. Konturen einer Philosophie der Menschenflucht«

§ 1

Die Apokalypse steht ins Haus. Wir Untiere wissen es längst, und wir wissen es alle. Hinter dem Parteiengestänk, den Auf- und Abrüstungsdebatten, den Militärparaden und Anti-Kriegsmärschen, hinter der Fassade des Friedenswillens und der endlosen Waffenstillstände gibt es eine heimliche Übereinkunft, ein unausgesprochenes großes Einverständnis: daß wir ein Ende machen müssen mit uns und unseresgleichen, so bald und so gründlich wie möglich – ohne Pardon, ohne Skrupel und ohne Überlebende.

Was sonst trüge das, was das Untier »Weltgeschichte« nennt, wenn nicht die Hoffnung auf die Katastrophe, den Untergang, das Auslöschen der Spuren. Wer könnte eine sich Jahrtausend und Jahrtausend fortsetzende Litanei des Hauens, Stechens, Spießens, Hackens, die Monotonie des Schlachtens und Schädelspaltens, das Om mani padme hum der Greuel ertragen, ja seinerseits nach Kräften befördern, der nicht zugleich in der Heimlichkeit seiner Vernunft gewiß wäre, daß diese rastlosen Übungen ihn und seine Gattung Gemetzel um Gemetzel, Schlacht um Schlacht, Feldzug um Feldzug, Weltkrieg um Weltkrieg unaufhaltsam jenem letzten Massaker, jenem globalen Harmageddon näherbringen, mit dem das Untier seinen Schlußstrich setzt unter die atemlose Aufrechnung sich fort- und forzeugenden Leids.

In den Parlamenten brüten die Tauben, und die Falken auf der Empore spreizen die Fänge. Wer hörte nicht aus ihren Beteuerungen, sie rüsteten für die Sicherung des

Taubenfriedens, die altvertraute Wahrheit, daß sie den Frieden taubrüsten; wer nickte nicht unmerklich der Richtigstellung eines Zarathustra:

Ihr sagt, die gute Sache sei es, die sogar den Krieg heilige?
Ich sage euch: der gute Krieg ist es, der jede Sache heiligt.

So ist das Untier endlich der Ammenmärchen, der Utopien, paradiesischen Visionen und Heilsgeschichten überdrüssig geworden und hat sich ermannt, dem Unausweichlichen ins Gesicht zu sehen.

Trost spendet jetzt die Nähe des Unheils, die Gewißheit, daß die Äonen des Ausharrens, der Vorbereitung, der rastlosen Vervollkommnung sich neigen und der Lohn ansteht: das Ausleiden, das Ausgelittenhaben.

Der wahre Garten Eden – das ist die Öde. Das Ziel der Geschichte – das ist das verwitternde Ruinenfeld. Der Sinn – das ist der durch die Augenhöhlen unter das Schädeldach geblasene, rieselnde Sand.

*

Solche Sätze wirken anrühlich und anmaßend. Anrühlich, weil sie sich das Recht nehmen, das Untier als *Untier* zu bezeichnen und den Euphemismus »Mensch« zu boykottieren. Anmaßend, weil sie damit selbstverständliche Gattungsloyalität aufkündigen und die Pferche des gesunden Menschenverstandes und seines ebenso gesunden Optimismus verlassen.

Trotzdem verdanken sie sich vernünftiger Einsicht, wenn es auch eine exzentrische und nicht hoffähige, eine residuelle und verteilte Vernunft ist, die hier zu Worte kommt. Ihr Gehör zu verschaffen ist Anliegen der folgenden Darstellung, die damit zugleich zur Streitschrift wird, zum Plädoyer für eine neue Philosophie, die sich vom archimedischen Punkt des Humanen freimacht

und nicht in vergeblichen Anläufen den Menschen zu Ende, sondern ganz elementar das Ende des Menschen denkt.

Eigenheit und Träger dieser zunächst befremdlichen Reflexionsform, die gleichwohl als eine Art Trojanisches Pferd schon immer in den Köpfen der Untiere existiert, ist das, was wir künftig als anthropofugale Perspektive, als Blickwinkel einer spekulativen Menschenflucht bezeichnen wollen. Gemeint ist damit ein Auf-Distanz-Gehen des Untiers zu sich selbst und seiner Geschichte, ein unparteiisches Zusehen, ein Aussetzen des scheinbar universalen Sympathiegebotes mit der Gattung, der der Nachdenkende selbst angehört, ein Kappen der affektiven Bindungen.

Zur Veranschaulichung dieser Geisteshaltung eignet sich am ehesten das Bild einer Raumkapsel, die in immer weiteren Ellipsen um die Erde kreist, um sich eines Tages ganz von ihr zu lösen und in den Tiefen des Raumes zu verschwinden.

Nehmen wir an, der sich an Bord befindende Raumfahrer kenne diese seine Flugbahn, die ihm die Rückkehr unmöglich macht, genau – dann wäre es eben sein unverwandter Blick auf den Planeten, sein rettungsloser und illusionszerstörender Abstand, das Zerfallen der unbrauchbar gewordenen Wahrnehmungs- und Vertrautheitsmuster, kurz, jener lange, schmerzliche und doch ungemein erkenntnisreiche Abschied, den er mit dem anthropofugalen Philosophen teilte. Auch der nämlich hat Fluchtgeschwindigkeit erreicht – nun aber freilich keine physikalische, sondern eine intellektuelle. Wie sich der Astronaut aus dem Schwerefeld der Erde löst, so ist es jenem gelungen, der Gravitation des Humanismus, d.h. jener ideologischen Einflußsphäre und Kraft zu entkommen, die die Untiere nach wie vor mit beiden Beinen auf dem Boden der Tatsachen hält und ihnen den Blick über den Horizont verwehrt.

Die Modernität der astronautischen Metapher darf allerdings nicht vergessen machen, daß das anthropofugale Denken, das Absehenkönnen der Untiere von sich selbst, sehr viel älter ist als Satelliten und die bemannte Eroberung des erdnahen Raumes, vielmehr im Grunde ein Gattungserbe darstellt, das sich in der Phase der Hominisation zusammen mit Problemlösungsintelligenz und pragmatischer Verständigung entwickelt haben durfte.

Bekanntlich sind direkte Spuren dieses Evolutionsstadiums selten und seine ideologischen Konstrukte im Gegensatz zu Faustkeilen und Speerspitzen unwiederbringlich dahin. Aber noch in den Mythen der sogenannten »Primitiven« und den Religionen früher Hochkulturen ist die Desorientierung, das existentielle Fremd- und Depiaciertheitsgefühl deutlich spürbar, das die Untiere seit Beginn ihrer Gattungsgeschichte begleitet. [...]

§ 6

Dafür aber, daß der neuzeitlichen Philosophie des Menschen endgültig die Augen aufgingen und sie das *animal rationale*, die *res cogitans* des Descartes, in ihren nicht mehr narzißtisch und humanistisch getrüben unverwandten Blick nahm, war weder Bacon noch Machiavelli noch Montaigne zureichender Grund und Anstoß. Dazu brauchte es mehr als Skepsis und Wissenschaftskritik, nämlich *Anschaunungsunterricht*. Die notwendige Lektion über sich selbst und seine Möglichkeiten erteilte das Untier von 1618 bis 1648 in dem nicht endenwollenden Blutbad, das eine vergeßliche Geschichtsschreibung mit dem nichtssagenden Etikett »Dreißigjähriger Krieg« versehen hat.

Das kollektive und hautnahe Erlebnis des organisierten Völkermordes und einer Amok laufenden Militärmaschinerie hat in der Philosophie einen traumatischen Schock ausgelöst, auf den sie nur mehr zwei Antworten fand: metaphysische Überkompensation oder den schmerzhaften Versuch der Aufklärung. Den ersten Weg beschritten ein Descartes, ein Spinoza – der gleichwohl, die Mentalität der Soldateska unbewußt abbildend, Mitleid und Reue unter die Untugenden einreicht –, später ein Leibniz.

Ihre gigantischen Systeme sind spekulative Fluchtburgen und Prunkschlösser zugleich. Fluchtburgen, weil sie den Rückzug aus der aberwitzigen und unsäglichen Wirklichkeit erlauben; Prunkschlösser, weil sie gegen das viehische Wüten jenseits der metaphysischen Wälle und Laufgräben eine unbefleckte Vernunft inthronisieren helfen, die zur Erkenntnis des Absoluten und des Seins befähigt sein soll und zur Rechten der Substanz, ihrer Attribute, Modalitäten und Akzidenzien absolutistisch hofhält.

Während *Hobbes* in seiner Staats- und Gesellschaftsphilosophie die Zeitläufe dahin zurückprojiziert, wo sie eigentlich angesiedelt sein sollten, nämlich in einem vorgeschichtlichen und vorsozialen Raum, in dem einst der Kampf aller gegen alle geherrscht habe und der Mensch dem Menschen ein Wolf gewesen sei, und damit indirekt die Tiefe des zivilisatorischen Absturzes auch während des englischen Bürgerkrieges verdeutlicht, schwingt sich der zwei Jahre vor Abschluß des Westfälischen Friedens in Leipzig geborene Gottfried Wilhelm Leibniz, dem auf seinen frühen Reisen die Ruinen und Trümmerfelder, die Krüppel und die Invaliden alltägliche Kulisse gewesen sein müssen, zur Theodizee, d.h. der Rechtfertigung der existenten Welt als der besten aller möglichen, auf – und leistet damit eine ungeheuerliche kulturelle Verdrängungsarbeit, die man, hätte sie nicht die grandiosen

Proportionen der Leibnizschen Monadologie, in den Bereich pathologischen Wirklichkeitsverlusts abzuschieben geneigt wäre.

Leibniz erklärt das Unheil für eine optische Täuschung, ein aus Informationsmangel geborenes Phantasma. Alles, was sei, sei so, wie es sei, zum besten bestellt und in vollkommener gottgewollter Harmonie, denn es gebe »nichts Ödes, nichts Unfruchtbares, nichts Totes im Universum, kein Chaos, keine Verwirrung, außer dem Anscheine nach«. Höchste philosophische Tugend ist deshalb ein kratzfüßiger Quietismus, der sich mit der Gewißheit bescheidet,

daß es [das Universum] alle Wünsche der Weisesten übertrifft, und daß es unmöglich ist, die Welt besser zu machen als sie ist, und zwar nicht nur in bezug auf das allgemeine Ganze, sondern auch und besonders für uns selbst, wenn wir dem Urheber des Ganzen in gebührender Weise ergeben sind.

Leibniz' System ist in diesem Sinne eine einzige Ergebnheitsadresse und erfreute sich nicht zuletzt deshalb in höfisch-absolutistischen Kreisen ungekannter Popularität. Das aufs schwerste lädierte Menschenbild seiner Epoche retuschiert er in ergebener Devotion gegenüber Gott und seinem Kurfürsten; allein, das prometheische Idealbild der Renaissance will sich trotz aller Mühen nicht mehr einstellen, die restaurierte Gestalt bleibt verkrümmt, untertänig, der Prästabilierung bedürftig, und nur ihre eilfertige spekulative Identifikation mit dem weltlichen und himmlischen Herrscher läßt vergessen, daß ihre Physiognomie im Grunde immer noch die eines von Pikenstößen entstellten, um Almosen bettelnden Landsknechtes ist.

Es ist erwiesen ... daß die Dinge nicht anders sein können als sie sind, denn da alles zu einem bestimmten Zweck erschaffen worden ist, muß es notwendigerweise zum besten dienen. Bekanntlich sind die Nasen zum Brillentragen da – folglich haben wir auch Brillen; die Füße sind offensichtlich zum Tragen von Schuhen eingerichtet – also haben wir Schuhwerk; die Steine sind dazu da, um behauen und zum Bau von Schlössern verwendet zu werden, und infolgedessen hat unser gnädiger Herr ein wunderschönes Schloß. ... Und da die Schweine dazu da sind, gegessen zu werden, so essen wir das ganze Jahr hindurch Schweinefleisch. Also ist es eine Dummheit zu behaupten, alles auf dieser Welt sei gut eingerichtet; man muß vielmehr sagen: alles ist aufs beste bestellt.

Diese bloßstellende Summe der Leibnizschen Lehre, die ihre Anbiederungsbereitschaft und anthropozentrische Kurzschlüssigkeit unterstreicht, stammt von dem Spötter Voltaire, der sie in *Candide oder der Optimismus* (1759) dem in der Metaphysico-theologico-cosmologie bewanderten Hauslehrer Pangloß in den Mund legt. Pangloß ist mit metaphysischer Blindheit geschlagen und nicht einmal mehr willens, sich durch am eigenen Leibe erfahrenes Leid sein philosophisches Sinnsystem in Frage stellen zu lassen. Auf die Frage Candides, ob er angesichts der zugefügten Schmerzen und des erlittenen Unrechts denn nie daran gezweifelt habe, auf der besten aller möglichen Welten zu leben, antwortet er:

Ich bin immer noch derselben Meinung, ... denn schließlich bin ich Philosoph, und es ist mir daher unmöglich, meine Worte zu widerrufen, um so weniger, als Leibniz ja nicht Unrecht haben kann und es im üb-

rigen nichts Schöneres auf der Welt gibt als die prästabilierte Harmonie, den erfüllten Raum und die immaterielle Substanz.

Die burleske Komik und Vitalität, mit der in *Candide* argumentiert wird, hat sich für die pedantische Akkuratez und mathematische Hölzernheit der Leibnizschen Konstruktion als tödlich erwiesen, weil sie ihren Popanzcharakter und das hohle Pathos aufdeckte. (Wie im übrigen der Hegelsche Weltgeist heute dastünde, hätte sich auch für die *Phänomenologie* und *Enzyklopädie* ein voltairescher Kommentator gefunden, mag man sich aus Pietätsgründen kaum auszumalen.)

Trotz der sofort einsetzenden Unterdrückungsmaßnahmen und Zensurbemühungen – Voltaires Buch wird in Genf öffentlich verbrannt, in Paris verboten und 1762 vom Vatikan auf den Index gesetzt – wird das Scheitern der Versuche eines rationalistischen Wegvernünftelns und Eskamotierens des Untiers nach den Massenvernichtungen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit *Candide* damit auch für das Bildungsbürgertum unübersehbar.

Auszug aus »Der lange Schatten der Melancholie«

1. Einleitung

Machen wir uns nichts vor, im Umgang mit der Melancholie bleiben die meisten zeitlebens blutige Anfänger, Stümper, Dilettanten, die über die flüchtigste Bekanntschaft nie hinausgelangen und – nie hinauskommen wollen.

Offenbar gibt es nämlich eine tiefsitzende Scheu, ja Angst vor jenem Affekt, der nach Schweppenhäuser »das Denken begleitet, welches zu Ende denkt«, und man hütet sich davor, die Psyche, die früher Gemüt hieß, den Sirenenklängen der Schwermut für mehr als ein kurzes Intervall und ohne doppelte und dreifache Sicherungen auszuliefern.

Ein paar Zigarettenlängen, vielleicht auch einen Abend lang überläßt sich ein verantwortungsbewußter Zeitgenosse dieser abgründigen Stimmung, die er mit der richtigen Dosierung von Musik und Alkohol zu erzeugen, zu stabilisieren und vor der Infiltration des Nachdenkens zu schützen weiß. Bei richtiger Handhabung erschwert am folgenden Morgen nicht einmal ein emotionaler Kater die Ableistung jenes Pensums an Tatkraft und Schaffensfreude, das ja auch nach anderen Stundenvergnügen ganz in dem gewohnten Umfang zu erbringen ist. Die Beeinträchtigung der sozialen Funktionsfähigkeit, der Vitalität und des Unternehmungsgeistes ist denn auch das Kainsmal, das der nicht zum Freizeitkitzel verdünnten schwarzen Galle seit über zwei Jahrtausenden anhaftet, das für ihre Ausgrenzung als Krankheit, Sünde, Unverstand verantwortlich ist und die Zurückhaltung einer doch sonst so ungemein experimentier- und konsumfreudigen Leistungsgesellschaft erklärt.

Melancholie hat nämlich mit Ohnmachtserfahrungen, Überforderungserlebnissen, mit existentiellern Scheitern, der Notwendigkeit und Ausweglosigkeit des Mißlingens zu tun. Und obwohl wir alle schon Niederlagen hingenommen, Nackenschläge eingesteckt, persönliche oder kollektive Katastrophen erlebt und durchlitten haben, wollen die wenigsten Verlierer sein und wahrhaben, daß die sogenannten temporären Rückschläge nicht zum Postament kommender Triumphe taugen, sondern nur die endlose Ausdehnung jenes grundlosen Treibsandareals veranschaulichen, das unter privater Perspektive mein Leben, unter globaler Weltgeschichte heißt.

Nach der Sprachregelung der Mehrheit handelt es sich bei ihrer lebensstüchtigen Ignoranz um gesunden Optimismus, während die Minorität der Ernüchterten und Abgeklärten sich aus einem breiten Angebot das passende Schimpfwort selbst auswählen darf. Daß auch die Melancholie in diesem Katalog ihren Platz findet, versteht sich von selbst.

Schließlich hat der echte Melancholiker mit dem Prinzip Hoffnung so wenig im Sinn wie der Macher mit der Resignation. Während dieser das Außerkurslaufen von Ereignisketten als Herausforderung eines Zufälligen erlebt, das es in den Griff zu bekommen und unter Kontrolle zu bringen gilt, ist jener ein Gourmet gerade des endgültigen Kontrollverlusts, der Entmächtigung der Planer durch die Kontingenz, der Resurrektion des ursprünglichen Tohuwabohu.

Die Melancholie wird so in Trümmerfeldern geboren und macht sie erträglich, ja wohnlich und schön. Ihre Parteigänger sind Virtuosen des Verlusts, die nichts mehr zu verlieren haben außer eben dieser teuer bezahlten Virtuosität – der Fähigkeit, jedem Ruin noch den süffisanten Trost der Desillusion, jedem Untergang

noch die Versöhnung des ›besser so‹ abpressen zu können, selbst wenn das letzte »Aus« wie in Lenaus gleichnamigem Gedicht den eigenen Zusammenbruch keltert:

Ob jeder Freude seh ich schweben
Den Geier bald, der sie bedroht;
Was ich geliebt, gesucht im Leben,
Es ist verloren oder tot.

Fort riß der Tod in seinem Grimme
Von meinem Glück die letzte Spur;
Das Menschenherz hat keine Stimme
Im finstern Rate der Natur.

Ich will nicht länger töricht haschen
Nach trüber Fluten hellem Schaum,
Hab aus den Augen mir gewaschen
Mit Tränen scharf den letzten Traum.

Die Melancholie ist nach Auskunft dieses vollendeten Adepten der Schwermut, dem seine Arbeiten vielleicht deshalb nur »blutige Fetzen eines schlechten Verbandes« sein konnten, alles andere als weinerliche Gefühlsduselei. Sie basiert auf – allerdings nicht optimistisch gefilterter – Lebenserfahrung, auf einer Akkumulation von Enttäuschung, die gerade auch mittels kathartischer Emotionalität – mag sie nun auf die Tränendrüsen schlagen oder nicht – die Welt nicht rosarot verschwimmen läßt, sondern die Sehschärfe erhöht. Und das bis zu dem äußersten Punkt, an dem der ›letzte Traum‹ zerstiebt, die Basisfiktion einer Existenz sich auflöst, zwischen deren Ausformungen vielleicht von Mensch zu Mensch tatsächlich Welten liegen, die aber im Fall Lenaus sicherlich eine poetische war: »Mein Fehler ist, daß ich die Sphäre der Poesie und die Sphäre des wirklichen Lebens nicht auseinanderhalte«.

Lenau ist in beiden Bereichen gescheitert, in der Wirklichkeit, die er nicht poetisieren konnte, und in der Poesie, in der er seine Ernüchterung noch kunstvoll zelebrierte, während sich die Scheinsubstantialität des Schönen längst schon unter dem melancholischen Blick zersetzte. In seiner Haltlosigkeit und in der Unaufhaltsamkeit seines Zusammenbruchs dokumentiert er in idealtypischer Reinheit das, was wohl am ehesten mit einer astrophysikalischen Metapher beschreibbar ist: den Gravitationskollaps der Melancholie.

Wie ein Stern in der Endphase seiner Entwicklung ›entarten‹ und unter dem Einfluß seiner eigenen Schwere endlos in sich zusammenstürzen kann, kollabiert auch dem Schwermütigen seine Welt. Es ist das ein gleichfalls unaufhaltsamer irreversibler Prozeß, der ihn aus dem Kontinuum der Normalität herauslöst und schließlich und endlich ›unbegreiflich‹ werden, d.h. hinter dem Ereignishorizont des ›gesunden Menschenverstandes‹ verschwinden läßt.

Nun versichert uns aber die Astronomie, daß es bei der Reise in ›schwarze Löcher‹ ganz grundverschieden hergeht, je nachdem ob ich ihr zusehe oder sie unternehme. Und entsprechend sind auch bei der Melancholie Innen- und Außenperspektive inkompatibel. Was dem Zuschauer als irrwitziges Unterfangen und willentliche Selbstauslöschung erscheint, ist dem Schwermütigen ein spektakuläres Unternehmen, das jeden Einsatz lohnt, eine Expedition ins Herz der Katastrophe, die Erfüllung seiner von den Abgründen des Scheiterns faszinierten Existenz.

Zu solcher Erkundung kann man von überall aufbrechen und zu jeder Zeit. Es bedarf dazu keiner guten Gründe, die es im Sinne einer auf Existenzsicherung und Risikominderung fixierten Umwelt ohnehin nicht geben kann, sondern nur des Gespürs für die Grundlosigkeit

unter unseren Füßen, eines momentanen Gewährwerdens der Tatsache, daß wir in Luftschlössern wohnen und auf Wolken gehen und daß nichts unseren Sturz aufhalten kann, wenn wir uns erst einmal fallengelassen haben.

Deshalb tut sich die Melancholie auf, wo immer Wirklichkeit Risse bekommt, gleich ob im Elend oder Überfluß, in der Bedrohung oder im Idyll, in Siechtum oder kraftstrotzender Gesundheit, im tiefen Frieden, im heißen Krieg, im erschöpften oder waffenstarrenden Dazwischen. Und jede Initiation hat ihr eigenes Gesicht. Manche verlieren den Halt im engsten Familienkreis wie Gotthold Ephraim Lessing, der am 3. Januar 1778 seinem Freund Johann Joachim Eschenburg schreibt:

Mein lieber Eschenburg, Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz: Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! – Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. – War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisern Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er sobald Unrath merkte? – War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? – Freylich zerzt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! – Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. – Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.

Andere brechen ein mitten im Alltäglich-Banalen, versinken in der Öde des Maschinisierten, Routinierten,

Arrangierten, die Günter Grass im *Tagebuch einer Schnecke* gleichermaßen in Fabrikhallen wie an den Fließbändern der Touristikindustrie aufspürt. Und etliche schließlich finden so bizarre Einstiege wie die pergamentenen Falltüren eines Robert Burton, der 1621 seine *Anatomy of Melancholy* vorlegt, die ihm später bis auf tausenddreihundert Seiten anschwillt – eine Enzyklopädie der schwarzgalligen Welt, der Tintenkosmos eines quellensüchtigen, zitatwütigen, fabulierlustigen Bücherwurms, der seinen skrupulösen Lesern einredet, er hielte sich die Schwermut dadurch vom Leibe, daß er sich immer tiefer in sie hineinschreibe: »I writ of melancholy, by being busy to avoid melancholy.«

Natürlich war das eine Schutzbehauptung gegenüber einer zeitgenössischen Gesellschaft, die dem Melancholiker vom Liebeswahn des ›melancholy lover‹ und vom Revoluzzertum des ›malcontent‹ über Epilepsie und Lykanthropie bis zum Selbstmord alles Mögliche und Schlimme zutraute. Ihr verordnete er das Placebo des Heilsamen, dessen er selbst nicht mehr bedurfte, denn Burton wußte wie alle Schwarzgalligen, daß niemand, der die Reise angetreten hat, noch aussteigen könnte und wollte. Die Solidität unter den Füßen ist auf immer dahin, der Sturz unaufhaltsam, und kaum daß der Schwindel weicht und der Kopf klar wird, ist die Lust nicht mehr zu bändigen, die Lust der Schwermut am Denken – am Denken im freien Fall.

Auszug aus »Die Aufgabe der Literatur. Wie Schriftsteller lernten, das Verstummen zu überleben«

Einleitung und Vorspiel des Gioacchino Rossini

Daß Literatur neben ihrer Unterhaltungsfunktion immer auch zu belehren habe und Instruktion und Kurzweil hier also in demselben rhetorischen Prachtgeschirr gingen, war schon die Überzeugung der Antike. Horaz hat sie auf die klassische Formel »aut prodesse volunt aut delectare poetae« gebracht. Aber obwohl es wohl kaum einen langlebigeren und folgenreicheren Satz in der Geschichte der Literaturtheorie gegeben hat, sagt er nur die halbe Wahrheit. Denn die Literaten haben – um aus dem Lateinischen ins Neudeutsche zu wechseln – als phantasiereiche Stifter und Ausgestalter unterhaltsamer Lernfelder selbst unentwegt neue Lektionen lernen müssen. So zum Beispiel die, daß sich auch das angeblich zeitlose Arsenal des Klassischen verbraucht und erschöpft, ja, das Medium selbst, die ›weltweite‹ *lingua franca*, unter der Feder wie wieder und wieder verdünnte Tinte verblaßt. Das vulgäre Idiom des jeweils Volkstümlichen poetisiert sich, und wer als Autor den Anschluss an das aufblühende Italienische, Französische, Englische und Deutsche verpaßt, verzichtet in der Neuzeit auf Breitenwirkung und verurteilt sich zu einer scholastisch-akademischen Nischenexistenz. Auch neue Klein- und Großformen wie das Sonett und der Roman, der das Erbe des abgewirtschafteten Epos antritt, wollen eingeübt sein und konterkarieren die Trägheitskräfte der Tradition. Und eines Tages wird selbst die Rückkopplung zum Unstrittigen gekappt, die es noch einem Alexander Pope erlaubt hatte, Literatur als die architektonische

Um- und Neugestaltung von Gemeinplätzen zu begreifen. Sein »What oft was thought, but never so well expressed« aus dem *Essay on Criticism* von 1711 war schon vor dem Jahrhundertende nicht mehr konsensfähig, denn das Originalgenie lebt vom Traditionsbruch, und nicht nur im revolutionären Paris und nicht nur im handgreiflichen Sinn flogen die Pflastersteine.

Es beginnen, wenn man so will, die zwei Jahrhunderte der Zumutung, in denen ein ehemals hofierter und zurückgelehnter Leser sich anstrengen und mobilisieren muß, um den romantischen, modernen und postmodernen Avantgarden auf den Fersen zu bleiben. Wo er ein Buch aufschlägt, experimentiert er mit, und es wird mit ihm experimentiert, so daß es durchaus tröstlich erscheinen will, wenn auch die Verursacher ständiger Reorientierung von den Geistern, die sie riefen, eingeholt und heimgesucht werden. Den Schriftstellern ihrerseits wird nämlich in diesem Zeitraum, so jedenfalls die These des vorliegenden Buches, über den ständig wachsenden Innovationsdruck hinaus ein Lernprozess von nie dagewesener Rigorosität und Schmerzhaftigkeit zugemutet, weil sich die Aufgabe der Literatur um die Aufgabe der Literatur erweitert.

Hinter diesem Wortspiel verbirgt sich damit etwas erbarmungslos Spielverderberisches wie die Medusa hinter einer venezianischen Karnevalsmaske. Es geht nämlich nicht mehr um das unfreiwillige Ende einer Schriftstellerkarriere, es geht um seine Steigerungsform, den kreativen GAU als größten anzunehmenden Unfall der Künstlerexistenz. Was ist gemeint? Nichts anderes als der einschneidende Unterschied zwischen dem Am-Schreiben-gehindert-Werden und dem Sich-das-Schreiben-Verbieten. Exogen bedingte Produktionseinstellungen sind die Regel, schließlich ist auch ein »unsterblicher« Autor nicht gegen Alter und Krankheit gefeit, und eines Tages erlischt selbst die überbordendste Phantasie, im

Extremfall synchron mit dem Lebensfunken. Das ist Biologie und – mit Ausnahme des Betroffenen – für alle anderen als natürliches Faktum hinnehmbar. Tragisch wird die Terminierung in Umgehung der Naturgesetze, d.h. dann, wenn sich kollektive Besserwisserei einmischt und Inquisition oder politische Zensur auf den Plan treten, um einen mißliebigen Autor mundtot zu machen. Aber auch diese Interventionen sind so alt wie das Schreiben selbst, und trotz des totalitären Accelerando der Bespitzelungen, Gehirnwäschen, Berufsverbote und literarischen Existenzvernichtungen im 20. Jahrhundert hat die Zielgruppe – angefangen beim Schreiben unter Pseudonym oder für die Schublade – über ganze Epochen hinweg Adaptions-, Vermeidungs- und Subversionsstrategien ausbilden können, die das Schlimmste verhüten und die Kontinuität künstlerischen Schaffens gesichert haben.

Eben dieser Erfahrungsschatz und die Möglichkeit des Rückgriffs auf und in die Trickkiste der Vorgänger fehlt nun beim Auftauchen des neuen *worst case scenario*, bei dem die Schreibblockade endogene Ursachen hat und, salopp formuliert, auf eine »innere Stimme« zurückzuführen ist, die die Fortsetzung des Schaffensprozesses kategorisch untersagt. Dabei soll der Einfluss externer Faktoren keineswegs in Abrede gestellt werden; entscheidend aber ist, daß die literarische Exkommunikation und Demissionierung letztlich selbst- und eben nicht fremdbestimmt erfolgt. Solches Verstummen ohne zureichenden objektiven Grund, will sagen, körperliche Gebrechen oder den Zwang der äußeren Umstände, ist kulturgeschichtlich neu und wird von George Steiner in seinem Aufsatz »Silence and the Poet« (1966) auf den Beginn des 19. Jahrhunderts datiert, wobei die Frequenz der Fälle, wie die folgende Abhandlung zeigt, allmählich, aber stetig zunimmt. Steiner notiert:

This election of silence by the most articulate is, I believe, historically recent. The strategic myth of the philosopher who chooses silence because of the ineffable purity of his vision or because of the unreadiness of his audience has antique precedent. It contributes to the motif of Empedocles on Aetna or to the gnomic aloofness of Heraclitus. But the poet's choice of silence, the writer relinquishing his articulate enactment of identity in mid-course, is something new. It occurs [...] in two of the principal masters, shapers, heraldic presences if you will, of the modern spirit: in Hölderlin and Rimbaud.

In seiner Debütphase ist das intrinsische Schreibverbot schlechterdings nicht handhabbar, weder auf seiten der Opfer, die ja zugleich Täter sind, noch auf der ihrer späteren Interpreten, die immer wieder versuchen, das so noch nicht dagewesene Nein in seine Vorgängerformen, d.h. objektivierbare Auslöser, rückzuübersetzen, und einen Hölderlin, sein englisches Analogon John Clare und selbst noch einen Robert Walser pathologisieren und krankschreiben, was das Zeug hält. Aber nur der Anschein gibt ihnen recht, denn die drei Autoren haben sich nicht deshalb als Teilnehmer des jeweils zeitgenössischen literarischen Diskurses disqualifiziert, weil sie verrückt geworden sind. Vielmehr kommt zuerst das Versagen der Stimme, das – von der Präzisierung hängt alles ab – jetzt ein frei gewähltes und doch irreversibles Sich-die-Stimme-Versagen geworden ist. Darauf folgt ein sich bis ins Selbstzerstörerische aufschaukelnder Ausbruch von Autoaggression, denn wie soll sich ein Ich erklären, daß es sich selbst aus dem Kernbezirk seiner Identität ausgesperrt hat und seiner Einbildungskraft ein für allemal den Riegel vorschiebt? Und erst dieses Sekundärphänomen, die Abstoßung des Neinsagers durch die Relikte einer ehemals schöpferischen Persönlichkeit, ruft die einschlägigen gesellschaftlichen Institutionen – auf

gut deutsch Irrenhäuser – auf den Plan, die in den drei genannten Fällen die Notfallversorgung und den Schutz des mit sich Zerfallenen vor den Schockwellen der Desintegration übernehmen müssen. [...]

Auszug aus »Schreibweise. Warum Schriftsteller mehr von der Literatur verstehen als ihre akademischen Bevormunder«

1. Rückmeldung

Den akademischen Umgangsformen mit Literatur wird niemand den Status einer experimentellen Wissenschaft zuweisen, und doch gibt es zwei schlichte Gedankenexperimente, die in wünschenswerter Weise zur Klärung von Verhältnissen beitragen, die jeder Familienrichter, ohne mit der Wimper zu zucken, als zerrüttet bezeichnen würde. Man stelle sich also vor, durch einen ebenso flächendeckenden wie unumkehrbaren Verflüchtigungsprozeß löste sich vor unseren Augen jede Zeile auf, die Shakespeare je zu Papier gebracht hat, ohne daß die Furie des Verschwindens aber auf das Begleitmaterial überspränge. Während die Übersetzungen mit dem Original verblaßten, blieben die kritischen Apparate, die Exegeten und Paraphrasen bis aufs i-Tüpfelchen erhalten, und wer die geleerten Editionen durchblätterte, stieße überall noch auf den Bodensatz der Erudition mit von Seite zu Seite wechselnden Pegelständen oder daneben auf die Höhenflüge der Interpreten, denen ein mörderischer Schrothagel selbst noch das durch Flüchtigkeit unausgewiesene Halbzeilenzitat herausgeschossen hätte. Wäre es unter diesen Umständen möglich, einen *Midsummer Night's Dream*, einen *King Lear* oder *Tempest* Zeile für Zeile, Wortspiel um Wortspiel, Dialog um Dialog zu rekonstruieren und aus den Gipsabdrücken der Kommentare die lebendige Physiognomie der Dramen wiedererstehen zu lassen? Ausgeschlossen. Kein Philologenfleiß, kein Computerprogramm, ja nicht einmal der genidentisch ins 21. Jahrhundert geklonte »only begetter« brächten das zustande.

Soviel zu den postmodernen Versuchen, das Gefälle zwischen Primär- und Sekundärliteratur einzuebnen, die Singularität und Unwiederholbarkeit des Autors zu leugnen sowie zu ›Texten‹ verflachte sprachliche Kunstwerke aus den Interferenzen und Fluktuationen einer selbstbewegten *écriture* hervorgehen zu lassen wie Kaulquappen aus dem Schlamm. Die genannten Anstrengungen, die nicht selten mit dem Elan von Erweckungspredigern und ihrem wiedertäuferischen Hang zur Gehirnwäsche unternommen wurden, zeugen von einem Realitätsverlust und einer Entfremdung zwischen künstlerischer Praxis und ihrer hier bis zur Verunglimpfung pervertierten Rezeption, die in der neueren Kulturgeschichte ihresgleichen sucht. Ein zweites Gedankenexperiment macht das evident. Wer heute etwa als Studienanfänger die Einführungen und Reader zur literatur- und kulturwissenschaftlichen Theoriebildung aus den Bibliotheksregalen zieht, nein, wuchtet, bekommt es mit der Angst zu tun. Ohne die Rückendeckung eines Fitness-Studios sind bei der Handhabung dieser vier-, fünf-, sechshundertseitigen Scharteken Verspannungen und Muskelkater vorprogrammiert, von den Risiken für die geistige Gesundheit ganz zu schweigen. Denn es ist doch offensichtlich so, daß man zur Meisterung des konzeptuellen und paradigmatischen Rüstzeugs für den Umgang mit dem Forschungsgegenstand die sprichwörtlichen sieben Leben einer Katze benötigt und das achte eigene dazu verwenden muß, postgraduiert mit den Theorieentwicklungen schrittzuhalten. Nach Auskunft von Fachvertretern ist an eine thematisch darüber hinausgehende Lektüre ebensowenig zu denken, wie der Adept von Jeremy Taylors *Holy Dying* weiland über den rastlosen Vorbereitungen auf ein seliges Ende noch zum prosaischen Leben kam. Die *cutting edge* sorgt schon dafür, daß die Nabelschnur zu dem, was vordem Belletristik oder Dichtung hieß, zerschnitten wird und Modelle und Diskurse den

Horizont begrenzen, der sich kaum mehr in Geschichten und Phantasiewelten hinein öffnen kann. Deshalb hat das Gedankenspiel, das nun auch die Metatexte zum Verschwinden bringt, ganz andere Konsequenzen als der evaporierte Klassiker. Die Ausblendung Shakespeares wäre eine Tragödie, das Sich-in-Luft-Auflösen der Theoriebarrieren, die die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts in die Welt gesetzt hat, das genaue Gegenteil. Welcher Leichtsinns, nach Büchern zu greifen, die nicht mehr vom *cultural materialism*, der Dekonstruktion, dem Feminismus, der *queer theory* oder dem *ecocriticism* freigeschaltet sind! Welche Erholung, naiv und guten Gewissens zu schmökern, sich jargonfrei und ohne die Schlüssel- oder Reizvokabeln, die einen schulgerecht verorten, über das Gelesene zu unterhalten und zu verständigen! Welcher Gewinn, wieder den Hautkontakt zu spüren, mit allen Sinnen zu reagieren, statt sich den Genuß zu verbieten; welche Lust, einen roten Kopf zu bekommen und dem Zerebralkrüppel, der man war, die häretischen Leviten zu lesen!

Der Realitätssinn, den sich die Theoriefraktion wegkonditioniert hat, weil er ihre selbstverliebten Kreise stört, hat die Ausrufezeichen hinter die letzten drei Sätze gesetzt, die sich damit als Utopien und Wunschbilder zu erkennen geben. Nicht von dieser Welt, zugestanden, oder doch nur als regulative Ideen, als Wegweiser. Denn es ist nicht genug, da, wo es nur noch mit dem Kopf gegen die Wand geht, ein Sackgassenschild aufzustellen, wie ich es vor gut einem Jahrzehnt mit *Ausgewiesene Experten. Kunstfeindschaft in der Literaturtheorie des 20. Jahrhunderts* versucht habe. Man muß nach dem Zurücksetzen auch einen Vorschlag machen, wie und in welcher Richtung es weitergehen könnte. Dieser Aufgabe stellt sich der vorliegende ›Einwurf‹, wobei naturgemäß keine (meta-)theoretische Alternative zu erwarten ist, denn das hieße den Teufel der Kopflastigkeit und

Überkomplexität mit dem Beelzebub neuer Verabstrahierungen auszutreiben. Wie die vergangenen Jahrzehnte gezeigt haben, vermehren sich Theoriemodelle und Paradigmen unter günstigen Rahmenbedingungen oder bei »gelehrter Stallfütterung«, wie Lichtenberg das genannt hätte, wie die Karnickel. Noch mehr große Würfe aber wollen wir uns nicht an den Hals laden. Was vonnöten wäre, ist nicht die weitere Multiplikation von aus immer größerer Distanz und mit zunehmender Fluchtgeschwindigkeit angefertigten Fehlfarbenaufnahmen und Zerrbildern, sondern die Wiedergewinnung der Innenperspektive und einer möglichst unverfälschten Primärerfahrung.

Wie kommt man aus dem Orbit, von den Höhenflügen der Theorie auf den festen Boden zurück, aus der verkapselten Enge und Engstirnigkeit des einen oder anderen Paradigmas auf die weiten Felder, in die grandiosen Landschaften und zauberhaften Gefilde der Kunst? Die Lösung ist denkbar einfach. Man muß sich an diejenigen halten, die sich hier auskennen, an die Ureinwohner, die Künstler also, und sich ihrer Führung anvertrauen. Deshalb sollte beispielsweise der *postcolonial criticism* zuerst einmal vor seiner eigenen Tür kehren, denn wie seine Theorie-Rivalen ist er selbst ein Conquistador und Kolonisator, der die Eingeborenen der Literatur, ihre Autoren, enteignet und bevormundet hat und sie ihrer Hoheits- und Selbstbestimmungsrechte beraubt. Er ist ein Lautsprecher und Rechthaber, der die Selbstverständlichkeit, mit der er sich einmischt und seinen unfreiwilligen Mündern über den Mund fährt, mit anderen »Diskursführern« teilt. Aber die Zeit dieser Monologe neigt sich dem Ende zu. Sie sind, weil dogmenabhängig und vorhersehbar, sterbenslangweilig geworden, und auch der Ausweg in die mehr oder weniger zügellose Theorieproliferation, die dickfellige Vermehrung der Kaninchenställe also, dürfte nicht mehr lange als ernsthafte

Option gelten. Zu offensichtlich sind die Energievergeudungs- und Verpuffungseffekte, weil sich die immer kurzatmigere Abfolge von Moden, von Trends im ›Theoriedesign‹ auf Dauer eben doch nicht als Erkenntnisfortschritt verkaufen läßt.

Aus Schaden wird man klug. Deshalb propagiert und praktiziert dieser Band literaturwissenschaftliches Zuhören. Die ›Schreibweisen‹, auf die der Titel anspielt, sind nicht Paradigmenstifter und Schul-Gurus der akademischen Zunft, sondern die so lange ins Abseits gedrängten, ausgegrenzten und mit Taschenspielertricks ›dekonstruierten‹ Autoren. Ihre Primärerfahrung, das Insiderwissen der Schriftsteller, und zwar jedweder Couleur, gilt es wiederzugewinnen und zu rehabilitieren. [...]

Das Prof – ein voreiliger Lexikoneintrag

Prof, n. Ausgestorbene, sich am Ende des 20. Jahrhunderts explosionsartig vermehrende Unterart der Gattung Neunmalklug, zu der auch die dickfelligen Apparatschiks und agilen Experten gezählt werden, die in der freien Wildbahn noch hier und da vorkommen, aber aufgrund konsequenter Bejagung keine größeren Schäden mehr anrichten.

Obwohl das Prof in jeder kleineren Universitätsstadt in Scharen auftrat, sind Skelettfunde selten, weil die meisten Exemplare über kein Rückgrat verfügten. Ein solcher anatomischer Rigorismus war nämlich jener Geschmeidigkeit und Anpassungsbereitschaft im Wege, die es dem Prof erlaubten, seinen Wissensdurst immer dort zu stillen, wo die Finanzquellen sprudelten. Und falls sich beim Nachwuchs Verhärtungen auszubilden begannen oder gar eine unselige Anlage zum aufrechten Gang durchschlug, zögerte man nicht lange mit einschneidenden Maßnahmen.

Üblicherweise standorttreu und an dem Genüge findend, was Lichtenberg die »gelehrte Stallfütterung« nennt, wurde das Prof weltläufig, sobald es der Fortpflanzungs- und Vermehrungstrieb überfiel. Zur Balz kamen die Gattungsvertreter zu Hunderten und Aberhunderten in sogenannten Kongreßzentren zusammen, wo sie sich durch Vorträge und Referate gegenseitig befruchteten. Als ernsthafter Forscher galt dabei nur der, der schon seit Jahren nicht mehr wußte, ob er Männlein oder Weiblein war, und folglich waren auf solchen Veranstaltungen Jungfernzeugung und die auf eine funktionierende Klimaanlage angewiesene geistige Fernbestäubung die Regel. Um die sexuelle Verwirrung vollkommen zu machen, erklommen eines Tages auch noch vollbärtige Feministen das Podium, die im Brustton der Überzeugung ein ihnen lange vorenthaltenes akademisches Mutterrecht einklagten. Das Prof änderte daraufhin freudig erregt die Ausschreibungstexte, denn der Konfusion und Verkomplizierung galt seine geheime Leidenschaft. Und wenn das eigene Fach in dieser Beziehung zu wünschen übrig ließ, wurde die Forschung interdisziplinär und deckte auf diese Weise den Unübersichtlichkeitsbedarf ihrer Betreiber.

Gewöhnlich lebte das Prof von dem Glauben an die eigene Bedeutung, verschmähte aber in mageren Jahren auch das Wohl der Menschheit nicht, von dem es lange zu zehren wußte. Seinen Daseinszweck erblickte es in der Analyse, d. h. der Atomisierung und Verhackstückelung von Wirklichkeit in all ihren Erscheinungsformen. Und da sich in der Beschränktheit der Meister zeigt, zerteilte und untergliederte das Prof zunächst einmal sein eigenes Tätigkeitsfeld derart, daß jedes immer mehr über immer weniger herausfand, bis die Koryphäen schließlich alles über nichts wußten. Der Erfolg dieser Methode war durchschlagend. Die Theologie hatte im Handumdre-

hen den letzten Gott, der es noch mit ihr aushielt, vergault und fiel vom Glauben ab. Die Literaturwissenschaft erkannte in der Lust am Lesen ihren erbittertsten Widersacher und zwang ihn so nachdrücklich in die Knie, daß ein freiwillig zu einem schöngeistigen Buch greifendes Drittsemester nicht einmal mehr in schöngeistigen Büchern vorkam. Die Liebe zur Weisheit galt in der Philosophie als sicherer Ausweis des Dilettantismus und Banausentums. Die Psychologie war stolz auf ihre Seelenlosigkeit, die Chemie auf ihre Gifte, die Physik auf den Nebel in ihren Kammern, die Informatik auf ihre Ausschaltung von Sinn, die Genetik auf das durchgebrachte Erbgut. Kurz, Heere von Profs arbeiteten, sofern sie nicht aus Gewissensgründen und im kargen Solde der Rüstungsindustrie den Frieden sicherten, selbstlos daran, die Geisteswissenschaften vom Geist und die Naturwissenschaften von der Natur zu erlösen.

Der Grad der am Ende des zweiten Jahrtausends erreichten Hirnlosigkeit und Unnatur war denn auch höchst ermutigend, zumal das Prof einen neuen Verbündeten gefunden hatte, dem es sich mit der gewohnten Eilfertigkeit kompatibel machte, den Computer. Dieses erstaunliche Gerät kannte nur Ja-nein-Entscheidungen und räumte ein für allemal mit jenem unberechenbaren Womöglich auf, das die glasklare Logik des Prof schon viel zu lange mit seinen unliebsamen Überraschungen zum Narren gehalten hatte. Endlich brauchte sich niemand mehr mit einer widersprüchlichen Realität herumzuschlagen, weil die saubere empirische Basis jetzt vom Datenspeicher geliefert wurde. Das Prof war am Ziel seiner Wünsche. Und während es darauf wartete, daß die künstliche Intelligenz die Lösung der Restprobleme ausdrückte, konnte es sich sogar eingestehen, daß es eigentlich nie besonders gern nachgedacht hatte und vernünftig gewesen war. Warum das Prof ausgerechnet auf dem

Gipfel seines Erfolgs ausstarb, bleibt ein Rätsel. Vielleicht aber hat sein Verschwinden eben damit zu tun, daß es das Vielleicht zum Verschwinden bringen wollte.

Hai Teck und Kabel-Jau. Eine Computerschelte

In meinem Leben spielt der Computer keine Rolle. Wir koexistieren sozusagen binär; er mit seinem geschlitzten Plastik-Harnisch in Hochglanzanzeigen und ich hinter der ausgestreckten Zunge, die den Finger anfeuchtet, mit dem ich umblättere.

Wie man hört, hat ihn der Hai Teck, diese verhaltensgestörte Wiedergeburt des Butt, irgendwo in Kalifornien an Land gesetzt, und zwar auf Bitten von Halbstarcken, die sich dort in Garagen an Transistoren vergingen. Daß den pickligen Spätpubertierenden damit auf den Pfad der Tugend, d. h. des Geldverdienens, zurückgeholfen wurde, stand bald für das ganze Silicon Valley außer Frage. So konnten die Lötter der ersten Stunde ihren Fortpflanzungstrieb jetzt unter dem anhaltenden Beifall der Öffentlichkeit ausleben. Ihre Computer vermehrten sich wie die Karnickel, Generation hetzte Generation, und Zähne und Biß wuchsen so gewaltig, daß im Fachjargon das Bißchen – »bit« – bald gegen das schon rein optisch tiefer im Zahnfleisch verwurzelte »byte« und dieses wiederum gegen das zwei- und dreiwurzelige »mega«- bzw. »gigabyte« ausgetauscht werden mußte.

Aber schenken wir uns die Interna, bevor sich ein Experte einmischt und uns erklärt, daß ein Karnickel zwar ein Datenverarbeitungssystem ist, aber ein Datenverarbeitungssystem deshalb noch lange kein Karnickel. Übrigens eine leicht durchschaubare Verunglimpfung dieser appetitlichen, aus einer fein abgewogenen Mischung von Fleisch und Blut bestehenden Kreatur. Denn was

hat die EDV demgegenüber zu bieten? Ein unappetitliches, ein heilloses Durcheinander von Hard- und Software, von programmatischen Weichteilen und maschinellen Härtefällen, die hinten und vorne nicht miteinander auskommen und uns zum Dank für das Verkuppeln noch Zungenbrecher wie »Kompatibilitätsproblematik« in den Mund legen.

Zwei Welten, Koexistenz, Nichteinmischung und strikte Binarität, so war der Stand der Dinge. Sollen sie ihren neuen Heiligen Gral unter die Leute bringen, solange der Plastikkelch an mir vorübergeht! Sollen sie vor der elektronischen Bundeslade, in der es scharrt, raschelt, kratzt, als wühle sich ein Irrer durch Myriaden verdorrter Hirnzellen, auf die Knie sinken, solange ich mich nach dem Buch in der obersten Regaletage recken darf! Mögen weiße, graue, blaue Mäuse sie umklicken, bis ihnen die Sinne schwinden, solange niemand, der eine Leserratte bleiben will, dafür angegiftet wird.

Nur kann kein Kugelkopf, dessen Bequemlichkeitsbedarf von der Korrekturtaste bis weit ins 21. Jahrhundert hinein gedeckt ist, in Frieden leben, wenn es seinem digitalen Nachbarn nicht gefällt. Der aber hat das ganzjährig weihnachtliche Weltbild, mit dem er im globalen Dorf hausieren geht, nach dem Prinzip des Adventskalenders aufgerüstet. Und seit jeder mit Windows so viele Kläppchen aufmachen darf, wie er lustig ist, wächst die Anhängerschar des PC unaufhaltsam auf Kreuzzugstärke an. Die Zwangsbekehrung der Ungläubigen und Verstockten im Zeichen des Joystick und Trackball liegt in der Luft, was sage ich, im Cyberspace. Interaktiv werden lautet das fromme Gelübde, mit dem die Offensive eröffnet wird, an deren Ende es keine unprogrammierten Dickschädel mehr geben soll. Und ein Netz der Netze ist in schöner Erinnerung an die Apostelgeschichte auch schon ausgeworfen, um die Abermillionen kleiner Fische

zusammenzubringen, die sich der Hai Teck als bescheidenes Menü für seine menscheitsbeglückenden guten Gaben ausbedungen hat.

Da demnach die feuchte Zunge, die früher das muntere Umschlagen von leeren Versprechungen in lohnende Lektüre gewährleistete, nicht mehr ausreicht, müssen wir Heiden des Informationszeitalters nunmehr die scharfe bemühen und vorelektronisch Fraktur reden. Beginnen wir dabei mit der sportiven Metaphorik der Flat-, Pardon, der Onliner, tasten wir uns dann zu den Kürzeln, d. h. dem Kirchenlatein der Computerfürchtigen vor und überprüfen wir zum Schluß die Transsubstantiationslehre, die Wissen aus Information hervorzaubert wie Karnickel aus dem Zylinder. Nur fachsimpeln wollen wir dabei nicht, weil uns das schlichte Gemüt abgeht, das der zweite Bestandteil dieses Tätigkeitsworts bei den Gesprächsteilnehmern so nachdrücklich einfordert.

In der virtuellen Realität ihres Wunschdenkens haben sich die Chip-Jünger oder Kabel-Jaue nach Kräften adonisiert. Aus den hoffnungslos verfetteten Garagenhockern, mit denen sich nicht einmal ein japanischer Kleinwagen eingelassen hätte, aus den ungewaschen und ungekämmt in den geheimen Datenspeichern des Pentagon, zwischen den diskreten Kontobewegungen der Großbanken herumlungern Hackern sind sonnengebräunte, durchtrainierte Muskelpakete geworden, *California Dream Men*, die auf dem Internet um den Globus surfen. Die märchenhafte Verwandlung in einen dieser gischumsprühnten Wellenreiter garantiert die Computerindustrie nunmehr jedermann, gegen den lächerlichen Obolus von ein paar Hunderten für das Plastikbrett und den monatlichen Zehnten für die Online-Dienste, die ihre Kunden, je öfter, je lieber, zu Wasser und zur Ader lassen.

Was hielten die Sportsfreunde in der klitschnassen Wirklichkeit von einem Surfer, der den Stränden und

Küsten den Rücken kehrt und geradewegs aufs offene Meer zuhält? Sie würden die Köpfe schütteln und Schlimmes vorhersagen: Durst, Erschöpfung, Halluzination und Tod. Im Internet, auf dem Ozean der Information, aber gehört dieses wahnwitzige Verhalten zum guten Ton, und zwar deshalb, weil der User den Tod nicht fürchten muß und die Halluzination sucht. Sein spukhaftes Alter ego, dieser kosmopolitische Irrwisch, der sich aus Harsewinkel in eine amerikanische Search-Engine einloggt, die ihn ihrerseits ins WebMuseum, Paris, katapultiert, ist schließlich nur eine Computer-Konfiguration, die nicht leben und deshalb auch nicht sterben kann. Trotzdem investiert der Kunde Zeit und Geld in das Phantasma, weil es weitere heckt und schöne Träume macht. Den von der weltumspannenden Kommunikationsgemeinschaft etwa, die sich bei näherem Hinsehen in E-Mail-Gestöber, Kommerz und schwatzhafte Klüngel auflöst. Oder den Traum von der Macht, die einem mit jedem Laptop in den Schoß fällt und aus der man doch immer nur abstürzt in die Computerspiele. Oder die Vision von der Allgegenwart an den Knotenpunkten des World Wide Web, die den Vernetzten und Umgarnten vor dem Monitor anwachsen läßt und in die Duldungsstarre zwingt, während sich die virtuelle Weltreise als neue Variante des alten Zapping entpuppt.

Der zwischen den Kanälen hin und her schaltende angeödete Fernsehzuschauer redet sich nicht mehr ein, daß er surft, weil er weiß, daß er dümpelt. Kein Videoclip hat das saure Aufstoßen des Realitätssinns auf Dauer unterbinden können; keine noch so einladend gestaltete Homepage wird uns in fünf Jahren noch vorgaukeln, daß wir auf der Innen- und nicht auf der Außenseite des Bildschirms zu Hause wären. Dann aber beklage sich niemand, er sei hintergangen worden. Der Hyperlink nämlich verkündet jetzt schon in aller Offenheit, wie er

mit denen umspringt, die auf ihn setzen: Sie werden ohne Ausnahme hypergelinkt.

Wir sind beim verräterischen Jargon der Hai-Teck-Priester angekommen, bei den Plappermäulern, die in den Ablaßbuden der Computer-Shops ihr Unwesen treiben, beim Kirchenlatein der Anzeigen und Sonderangebote. Aber weshalb sich einwickeln lassen? Für jeden, dem nicht schon nach dem ersten Reizwort die Ohren klingeln und dem die rosarote Cyberspace-Brille immer noch wie von selbst von der Nase rutscht, ist die Impo- nier- und Kürzelrhetorik der Gemeindemitglieder leicht zu durchschauen.

Schon die häufigsten Abkürzungen beim Online-Chat beispielsweise sind viel aussagekräftiger, als ihren Benutzern lieb ist. BNFSCD (But Now For Something Completely Different), DSH (Desperately Seeking Help) und OT (Off Topic) buchstabieren in unfreiwilliger Selbstoffenbarung vor, was die Beteiligten zusammenbringt: Zerstreuungssucht, Hilflosigkeit sowie die Chance, aus der Anonymität des Users heraus andere Zerstreuungssüchtige und Hilfloze zu maßregeln. Und auch die beiden Oberkürzel, die hintereinandergeschaltet das INRI der Branche ergeben, zeigen diese Janusköpfigkeit. PC hat seine zwei Lesarten: die elektronische des Personal Computer und die ideologische der Political Correctness. Mehr als eine böse Ahnung spricht dafür, daß sie hinterrücks miteinander vernetzt sind. Und ganz ähnlich möchte sich die VR als Virtual Reality möglichst bald in eine globale VR als Volksrepublik verwandeln, in den real existierenden Virtualismus samt Archipel Gulag in Cyberia.

Bleibt als dritter und letzter Popanz das Evangelium des weltweiten ungehinderten Informationszugriffs, das auf der unzulässigen Gleichsetzung, um nicht zu sagen Gleichschaltung, von Information und Wissen beruht. Noch einmal geht es um begriffliche Trennschärfe. Ein

Computer ist kein Karnickel, haben wir gleich eingangs einsehen müssen. Aber Information braucht doch Hasenfüße und eine heraushängende Zunge. Wissen dagegen gleicht dem Igel. Der sieht dem sich abhetzenden Informationssammler zu, der durch die Furchen seiner CD-ROM, durch die weltweiten Kraut- und Rübenäcker der Server und Online-Dienste fegt wie ein geölter Blitz; und wenn dieses Nervenbündel mit dem, was es unterwegs aufgeklaut hat, atemlos auf die Ziellinie zustolpert, dann richtet sich der Stachelhäuter offline auf und verkündet: »Ick bün all hier!«

Wissen ist kein Sammelsurium und keine postmoderne Nummernrevue. Es zu erwerben setzt den Willen und die Fähigkeit voraus, Beiläufiges, Überflüssiges, Mißlungenes auszusondern und nicht zur Kenntnis zu nehmen. Unsere Kultur stellt sich in diesem Sinne als ein gigantischer Filter dar, der die Flut des von allen Seiten auf uns Eindringenden zurückstaut und nur das durchsickern läßt, was sich für Gegenwart und Zukunft als wesentlich erweist. Diese seit Menschengedenken existierende und funktionierende kollektive Kläranlage soll nun ausgeschaltet bzw. durch das Internet überboten werden. Aber ein Netz filtert nicht. Es setzt uns der ungeklärten Informationsbrühe aus, die Zehntausende, Hunderttausende, Millionen von Einspeisern absondern.

In diese ozeanische Senkgrube mag abtauchen, auf ihr mag surfen, wer will. Ich bleibe jenseits des Dunstkreises auf dem Gutenberg und feuchte einen Finger an. So stellt man ganz ohne Wettersatellit und Rechenzentrum fest, woher der Wind weht – und wann er umspringt.

Literarische Wehrpflicht. Interview mit Timo Engler

Timo Engler: [...] Als Einleitung für das Gespräch würde ich nach zwei Aphorismen aus Ihrer neuesten Aphorismensammlung greifen, in denen Sie das interessante Thema »Außerirdische unter uns« berühren, indem Sie lapidar feststellen: »Die Außerirdischen sind seit Menschengedenken unter uns. Der Volksmund nennt sie nur nicht so. Er sagt Künstler zu den Unverwandten.« Oder: »Auf Distanz gehen genügt nicht. Man muß sich entfernen.« Wie ist das zu verstehen? Ist die Position der literarisch Schaffenden heute so arg durch die Verwissenschaftlichung und Vermarktung der literarischen Produktion bedroht, daß nur der Blick aus dem All literarisch produktiv sein kann, was dann auch notwendigerweise dazu führt, nach Science Fiktion als dem entsprechenden Kommunikationsmodus mit den Unverwandten, das heißt Menschen, zu greifen? Oder bilden Ihre SF-Romane die Fortsetzung Ihres Kampfes gegen den Anthropozentrismus mit anderen, literarischen Mitteln?

Ulrich Horstmann: Was hat mich an der Literatur gelockt, ja verführt? Ihre extreme Bewegungsfreiheit. Sie kann sich ohne Probleme unter die Haut begeben, sich in fremden Hirnen und Herzen einnisten, aber sie ist – Micromégassisch oder wie Montesquieus *Lettres persanes* – auch zum energischen Wegzoomen in der Lage. Mich hat Distanz und Fluchtgeschwindigkeit immer mehr interessiert als Intimität, deshalb vielleicht die SF-Affiliationen. Und die größte Herausforderung, das letzte Faszinosum – literarisch wie philosophisch – war der Kopf, der sich, nein, keineswegs kopflos, sondern höchst diszipliniert in eine kopflose Welt hineintransportiert. In eine »Nachgeschichte«, in der der Mensch wieder das ist, was er während Milliarden von Jahren bereits war:

nicht vorhanden. Das ist nämlich der Normalzustand, den wir hienieden mit fast allen Kreaturen teilen: Wir waren nicht, wir blitzen auf, wir sind nicht mehr, und zwar als Individuen genauso wie als Gattung.

TE: Man hat den Eindruck, als ob Sie in der Literatur eine alles durchdringende »Plutoniumwaffe« außerirdischer Provenienz erblicken, die vor allem zur Entlarvung megalomaner Wunschpläne hinsichtlich der Verewigung des Fortbestands dessen einzusetzen wäre, was Asche war und was in Blitzeseile noch einmal dazu wird. Wer ist der Gegner, gegen den diese Waffe gerichtet ist?

UH: Ich habe kein waffenstarrendes Literaturverständnis. Die Kunst ist Spielzeug, Sonde, Explorer, etwas Eigensinniges, etwas, das sich seine Aufgaben und Interessen keineswegs von außen vorgeben läßt, sondern selbstbestimmt existiert. Ich kann niemandem verbieten, die üblichen Breitseiten auf diese Poetik abzufeuern. Die gängigen Kaliber von »Ästhetizist« bis »Elfenbeintürmer« sind mir bekannt und haben mich alle schon hundertmal pulverisiert. Genauso oft wurde ich in die Kriegstreiberecke gedrängt und dort argumentativ ums (geistige) Leben gebracht. Aber das sind alles Pyrrhussiege. Das, mit dem ich anzubündeln versuche, ist unschlagbar.

TE: Daraus ist eine große Dosis an Pessimismus herauszulesen. Woher rührt dieser Pessimismus?

UH: Was den Pessimismus angeht, so halte ich ihn für angeboren. Nicht anders als die seelenverwandte Melancholie. Es ist ein großes – und unverdientes – Privileg, ohne Sehfehler auf die Welt zu kommen. Aber es trifft mehr, als man denkt. Allerdings geraten die meisten davon später so selbstverständlich in die soziale Gehirnwäsche wie ihr Auto in die Waschanlage. Es muß also noch eine zweite Mitgift hinzukommen, damit man die erste erfolgreich ausleben kann: Dickschädeligkeit. Ich weiß

leider nicht, welche Volksgruppe sie auf dem Balkan repräsentiert oder ob sie dort überall zu Hause ist; bei mir jedenfalls traf es sich, daß ich als Ostwestfale auf die Welt gekommen bin, und dieser Stamm steht deutschlandweit in dem Ruf, an Sturheit kaum überbietbar zu sein. Deshalb konnte ich gar nicht anders, als meinem pessimistischen Naturell die Treue zu halten – heilfroh, nicht wie die optimistische Gegenfraktion auf das Heil warten oder es herbeizwingen zu müssen.

TE: Irgendwo in den Rezensionen Ihrer Bücher stand, daß Ihr Pessimismus eine Form der Inszenierung von Kritik und Kritiker sei, zu der die Ästhetisierung des Leidens, die Verwandlung von Grauen in Genuß und die Selbststilisierung des Kritikers gehöre. Es ist jetzt ganz modern, die theoretischen Standpunkte der Kritiker beziehungsweise Theoretiker auf die Verteidigungsstrategien ihrer eigenen Machtpositionen innerhalb des universitären und sonstigen wissenschaftlichen Betriebs zurückzuführen. Insofern könnte man, in die Vergangenheit zurückgreifend, an Sie die Frage richten, ob der Fusionspunkt Ihres Pessimismus nicht gerade in Ihrer Etablierung als Hochschullehrer gegenüber der aktivistisch-optimistischen Friedensbewegung der 80er Jahren gelegen hat? Sozusagen als Ihre Antwort auf den Mainstream jener Zeit, aus dem Sie sich durch Ihren Pessimismus und Nihilismus hervorheben wollten?

UH: Das hieße das Pferd von hinten aufzäumen. Wenn man in eine Doppelsexistenz gerät, muß man sich, das ist wahr, entscheiden, welches Leben federführend sein soll. Oder auf gut schlittschuhdeutsch: Welches Ich ist auf dem existenziellen Eis für die Pflicht zuständig, welches für die Kür? Bei mir war ziemlich schnell klar, wer wen durchfüttern mußte. Der akademische Brötchengeber hat die transzendental-defätistische Patisserie Horstmann – Spezialität: pneumatische Windbeutel – immer bezuschußt, aber ein Mitspracherecht war daraus nicht

ableitbar. Auf die Sahne haute der brotlose U.H. ganz allein.

TE: Könnten Sie unseren Lesern ein bisschen näher erklären, worin das Heil liegt, das die Optimisten, wie Sie behaupten, herbeizuzwingen versuchen, und warum dieses als Unheil zu verwerfen sei? Denn es hat den Anschein, als ob die Optimisten Recht haben. Die Menschen leben heute vergnügt in ihren Alltag hinein, sind fest verankert in ihrem Beruf, in ihrer Ehe und Familie. Alles ist schön abgemessen, und disziplinbedacht fügt man sich heute in die Schicksalsbahnen der bürgerlichen Gesellschaft. Wenigstens ist das die Perzeption der westeuropäischen Gesellschaft, die in solchen Transitländern, wie es Kroatien ist, vorherrscht. Es scheint, als ob dort in Westeuropa der Garten Eden wieder errichtet worden sei.

UH: Der Optimismus ist ein großer Theatermacher und Schausteller, aber seine Glücksinszenierungen erweisen sich als hohl. Materieller Wohlstand und seelische Misere sind sehr wohl zu friedlicher Koexistenz in der Lage, auch wenn unsere politischen Macher das nicht wahrhaben wollen und als letztes Argument den Sozialneid der Nachbarn und Anrainer anführen. Sie benutzen in Ihrer Frage eben dieses Argument und spielen den Roßtäuschern in die Hände: Kerneuropa muß die Insel der Seligen sein, denn sonst wollte der Rest des Kontinents doch nicht eben dorthin. Das gleicht der klassischen Verwechslung der USA mit dem US-Kino und den politischen Blockbustern, die es massenmedial in die Welt setzt. Wir leben aber nicht in (Wunsch-)Bildern; die Konsumenten tun das nicht und versuchen doch immer wieder, mit dem Kopf durch die Leinwand zu rennen, und auch die Produzenten und Komparsen existieren in Wirklichkeit hinter der Kamera, existieren in den Filmrissen in ihren Köpfen. Da aber wird es interessant, weil

Gegenständliches und der Anti-Autismus unheiler Welten einschießt. Es schlägt die Stunde der schadensbegrenzenden Psychotherapie, aber auch die Stunde der aufweckenden und aufgeweckten Literatur. Der Pessimismus fängt da an, wo die Traumzeit aufhört.

TE: Sie stellen einen enormen Bedarf nach aufweckender und aufgeweckter Literatur fest. Sind solche Aufweckungsversuche Ihrer Meinung nach schon in der Tradition der literarischen Produktion zu erblicken? Welche Werke und Autoren würden Sie dann unseren Lesern in diesem Sinne als lesenswert empfehlen?

UH: Keine Empfehlungslisten, keine belletristischen und philosophischen Stammbäume! Nur soviel: Jeder findet, was er sucht; jeder findet sich, indem er sucht. Außerdem hat das Beste ein Gütesiegel und eine Herkunftsbezeichnung – AAS (Aus Abscheu vor den Siegern).

TE: Dann anders gefragt: Gibt es literarische Verfahren und Strategien, die Sie bevorzugen und für die Sie meinen, sie bilden gleichzeitig Anknüpfungspunkte an die bestehende Literatur und kommen Ihren literarischen Intentionen entgegen?

UH: Bin ich ein Zerebralkrüppel? Mache ich Programmliteratur? Schreibe ich prä-, post- oder präpostmodernen Poetiken hinterher? Die Aufdeckung einer solchen theoretischen Fernsteuerung, der Verlust des literarischen Eigensinns – ich habe das oben schon angesprochen – wäre für mich ehrenrührig. Mein letztes literaturwissenschaftliches Buch beschäftigt sich mit dem Nobelpreisträger J.M. Coetzee. Seine Karriere ist ein endloses Duell zwischen dem akademischen Spezialisten und dem Erzähler. Dauernd mischt sich der neunmal-kluge Herr Professor in die Geschichten ein. Coetzee hat mehr als ein halbes Dutzend Romane gebraucht, um den Huckauf – in *Disgrace* – wenigstens einmal abzuschütteln. Seither hat sich das Blatt erneut gewendet, und der

Einmischer treibt sein Unwesen schlimmer als zuvor. Da sieht man es wieder: Der größte Feind der Kunst ist der Kunstdünger – auch als philologischer Markenartikel.

TE: Demnach wäre nach Croce zu greifen, der behauptet, daß jede Programmatik, Stil- und Richtungsqualifizierung von literarischen Werken überflüssig sei. Ein Kunstwerk steht und fällt mit ihm selbst. Folglich wären die hervorgebrachten Gemeinsamkeiten nur ein Nachschleichen der »Hintermänner«, die das Murmeln zwischen den Werken belauschen und dazu Theorien entwerfen. Ist aber eine solche theorielose Autoreferenzialität aufrechtzuerhalten? Besonders bedenkt man, daß es die Masse gibt, die zu belehren sei, was an Kunstwerken das Ästhetische ist?

UH: Ich habe überhaupt nichts gegen die Theorie – solange sie sich nicht überhebt und daran erinnert, welche Bücher zuerst im Regal standen. Aber sie hat ihre prinzipielle Nachgängigkeit vergessen und sich zum Wegweiser aufgetakelt. Dem kann glauben, wer geführt und gegängelt werden will – zum Geld, zum Ruhm, zur Produktivitätssteigerung, was weiß ich. Aber in Wirklichkeit ist dieses theoriekonforme Arriviertsein langweilig und steril. In der deutschen Fachterminologie gibt es die Vokabel »Sekundärliteratur«; dabei kann man sich nicht mehr groß was einbilden wie bei »criticism«, sie sagt einem klipp und klar, wohin die Betreffenden gehören. Was die volkspädagogische Kompetenz anbelangt, sehe ich nach dem, was ich in den letzten dreißig Jahren zu Gesicht bekommen habe, schwarz. Die Koryphäen verstehen sich doch selbst nicht mehr und ihren Gegenstand schon gar nicht. *Ausgewiesene Experten* habe ich sie in einer Streitschrift genannt, weil sie sich selbst durch ihren Autismus aus dem Reich des schönen Scheins verbannt haben.

TE: Scheint aber nicht ein solcher Autismus beziehungsweise das Ausgewiesensein aus der kreativen Welt in die

der Sekundärliteratur nicht nur ein Spezifikum der Literaturtheoretiker zu sein, sondern auch ein planetares Ereignis, das in der Instrumentalisierung des Menschen unter dem Namen der Globalisierung seine Breitenwirkung erfährt? Eine Gleichschaltung, innerhalb deren konformbedacht Prozesse aktiviert werden, wodurch die Alterität der menschlichen Gattung ausgeblendet und auf einen Nenner gebracht wird? Sozusagen eine *Mondscheinsonate* der Menschheit, bei der man gemütlich und vergnügt in den Einförmigkeitsuntergang hineintanz und den Hyperkonsumenten als neuen Übermenschen feiert?

UH: Wenn der Provinzialismus, die Engstirnigkeit, Kurzsicht, das Dummdreist-Egoistische der sogenannten Geschäftstüchtigen eine spanische Wand für seine Machenschaften benötigt, steht heute Globalisierung drauf. Raffgier und Ausbeutung lautet die Übersetzung ins Allgemeinverständliche. Über das Phänomen gibt es einen lautstarken »sekundären« Diskurs, der den Konflikt zwischen behaupteter Weltweite / Weltoffenheit und der Durchsetzung extremer Partikularinteressen nach Kräften wegpalavert. Darin sehe ich die Parallele zu bestimmten akademischen Subkulturen. In beiden Fällen verkompliziert Theorie schlichte Wahrheiten so, daß sie hinter ihren konzeptuellen Trieben und Wucherungen verschwinden wie Dornröschen hinter ihrer Hecke. Nur deshalb konnten französische Meisterdenker unter kollegialem Applaus die Aberwitzigkeit in die Welt setzen, daß Bücher keine Autoren hätten, nur deshalb grassiert in öffentlichen Debatten die fixe Idee, in der Welt der Konzerne würden Entscheidungen von Sachzwängen getroffen.

TE: Mit der Globalisierung geht in Europa auch der Bologna-Prozess einher. Der wird an kroatischen Hoch-

schulen gerade jetzt massiv eingeführt. Was ist Ihr Eindruck als Hochschullehrer von dieser Art universitärer Ausbildung?

UH: Ich hatte gedacht, die Planwirtschaft mit ihren Sollvorgaben und Fünfjahresevangelien hätte im letzten Fin de siècle ihren Laden dicht gemacht. Weit gefehlt, offenbar genießt sie Asylrecht im akademischen Raum und darf alle, alle ihre Fehler wiederholen und einem real existierenden gelehrten Duckmäusertum zu ungeahnter Breitenwirkung verhelfen.

TE: Sehen Sie irgendwelche Möglichkeit, dem entgegenzuwirken, um die Wahrheitsfindung nicht ins wahrheitslose Punktesammeln entarten zu lassen? Was wären Anhaltspunkte zu Alternativentwicklungen?

UH: Ich kann mich nur wiederholen. Dirigismus und Eurokratisierung sind vom Übel, in welches rhetorische Geschenkpapier sie – und wir – auch immer eingewickelt werden.

TE: Da hätten wir ein weiteres Medium der Globalisierung – das Internet. Was ist Ihre persönliche Einstellung gegenüber dieser anbrechenden Ära der multimedialen Vernetzung von Mensch und Maschine? Überstehen die Imaginierungskräfte des Menschen diesen Schub ins elektronische Zeitalter?

UH: Wir führen dieses Interview über e-Mail und Internet, ein neues Medium, in dem ich Ihnen elektronisch enkodiert und elektronisch dekodiert mitteilen kann, daß mir die Bedächtigkeiten des 19. Jahrhunderts lieber sind und besser bekommen würden als die grenzenlose Rasanz des 21. Mal sehen, wie der neue Wettlauf zwischen Hase und Igel ausgeht. Die Einbildungskraft braucht die Beschirmung nicht, ebensowenig wie sie das Buch gebraucht hat oder die Leinwand. Sie ist urtümlich und mit einem Kehlkopf oder einer Felswand zufrieden. Manchmal denke ich, daß zwischengeschaltete Maschinen und Programme den Anteil von Als-ob-Kunst und

Mimesis-Mimikry sprunghaft vergrößern und unsere Hülle und Fülle eine substantielle Armseligkeit verdeckt, dann wieder sage ich mir, daß der Geist weht, wo er will, und dabei Kybernetikern wie Kulturpessimisten gleichermaßen die Haare zerzaust.

TE: Gestatten Sie mir bezüglich der Einbildungskraft eine Frage pro domo. Die Zeitschrift *LiCuS* möchte auch zu *Lupus* avancieren. Was wäre Ihr Rat an jüngere Lehr- und Schreibkräfte, um die Schärfe ihrer literarisch-kreativen beziehungsweise wissenschaftlich-produktiven Skalpelle zu erhalten?

UH: Der beste Rat für Aspiranten: Mißtrauen Sie guten Ratschlägen und illuminierten Wegweisern. Bis dreißig ist die Arroganz die verlässlichste Verbündete, danach sollte man zumindest den Eindruck erwecken, sie ließe sich noch ab und an mit einem ein, um zu nostalgischen Höhepunkten zu gelangen.

TE: Abschließend möchte ich Sie darum bitten, uns einen Einblick in Ihre literarische Werkstatt zu gestatten. Womit setzten Sie sich derzeit auseinander? Sind vielleicht irgendwelche *Dunkelmännerbriefe* gegen die Sterilität des postmodernen Derridadaismus im Entstehen?

UH: Die Dunkelmänner heißen bei mir *Ausgewiesene Experten*, und ich will sie nicht zweimal beschimpfen. Statt dessen kümmere ich mich lieber um den ersten Bestandteil ihres Namens, das Schattenreich. Wenn Sie unter www.untier.de meine Website aufrufen, werden Sie auf biographische Eckdaten (1949-2004) stoßen, die nahe legen, daß Sie dieses Interview mit einem Untoten geführt haben. Das läßt sich erklären. Es gibt die große und die kleine Unsterblichkeit. Die erste verleiht die Nachwelt, die zweite erreicht man, indem man sich so oft für tot erklärt oder erklären läßt, bis das faktische Ableben gar nicht mehr mitteilbar ist, weil alle schon über den morbiden Witzbold Bescheid wissen. Das spiele ich

durch, weil ich mir die große Unsterblichkeit nicht anmaße, und arbeite also posthum und ungebrochen vor mich hin. Im Herbst erscheint die vierte Aphorismensammlung mit dem Titel *Hoffnungsträger*, und ob ich das Romanprojekt *Rückfall* mit ins Grab nehme, weiß der Himmel.

Selbstmord, Alter, Tod. Interview mit Frank Müller

Frank Müller: Kinder zwischen drei und fünf Jahren erleben den Tod noch als zeitlich begrenzten Zustand wie Ausruhen oder Schlafen. Als schrecklich erscheint ihnen das Lebensende oft nur durch die Parallelisierung mit Trennung. An welche Todesängste oder Todesbilder aus Ihrer Kindheit erinnern Sie sich, und wie haben Sie diese erlebt?

Ulrich Horstmann: Das Herumstochern in der Kindheit führt zu nichts. Außerdem habe ich wenige Erinnerungen. Ich bin aus dem Nebel gekommen, und er ist dabei, mich wieder zu verschlucken. Dazwischen riß es auf. Mich auch. Dazwischen war ich mit Klarsicht geschlagen. Deshalb ziehe ich nicht über den Nebel her. Im Gegenteil.

FM: Verharren wir trotzdem noch für einen Augenblick auf der Couch. Sie vertreten ja die These, daß die Literatur präventiv Alptraumwelten erschafft, damit die sich abzeichnenden Bedrohungen nicht real werden. Ab wann haben Sie zu schreiben begonnen, und welche persönlichen Dämonen haben Sie so erfolgreich mit einem Bannfluch belegt?

UH: Ehre, wem Ehre gebührt. Die Behauptung, Literatur könne Schlimmes, wenn nicht sogar das Schlimmste verhüten, stammt von dem amerikanischen Lyriker Ro-

binson Jeffers. Der hat neben lakonischer und alles andere als menschenfrommer Gedankenlyrik auch Langgedichte in die Welt gesetzt, kalifornische Horrorszenarien mit Untoten, Totschlägern, Ehebrechern und Tiererschändern. Sie dienten, so seine Lesart, der Unterhaltung und Ablenkung der Dämonen, die dann – bei ausreichender Grelle – vergäßen, in der Realität eben das Unheil anzurichten, das ihnen die Kunst ja schon auf dem Präsentierteller servierte. Man kann das als Aberglauben und Rückfall in das magische Denken abtun, aber wenn das so ist, haben wir es immerhin mit weißer Magie zu tun. Und sie funktioniert. Ohne die konsequente multimediale Aufrüstung der apokalyptischen Phantasie in den 60er bis 80er Jahren, ohne die Installierung postatomarer Welten selbst in den Köpfen der politischen und militärischen Entscheidungsträger wäre der Dritte Weltkrieg nicht bis heute aufschiebbar gewesen. Weil wir fähig waren, die Vernichtungssorgien ad nauseam und täuschend echt durchzuspielen, war der Ernstfall für die bösen Geister (in uns) zum Gähnen langweilig, und darum ist *The Day After* ein Medienereignis geblieben. Als Hersteller von Präventionsfiktionen habe ich 1976 mit dem angeblichen Nachlaß eines Amokfahrers literarische Geschäftseröffnung gefeiert und nach ein paar weiteren Fingerübungen dann 1983 – durchaus unbescheiden – mit dem *Untier* geno- statt suizidal nachgelegt.

FM: Ihr literarisches Frühwerk verdient deswegen auch das Prädikat Selbstmörderliteratur. Schon als Siebenundzwanzigjähriger veröffentlichen Sie unter dem Titel *Er starb aus freiem Entschluß* Arbeiten, die Sie als »Sedimente einer vorzeitig zuende gebrachten Ontogenese« charakterisieren, unter dem Pseudonym Klaus Steintal. Steintal ist aber noch mehr als ein Deckmantel, nämlich erstens eine literarische Figur und zweitens ein Selbstmörder, den Sie fortan durch Ihre Schriften geistern lassen. Zum Beispiel schreiben Sie ihm ein Vorwort

zu Ihrem Gedichtband *Kampfschweiger* (2011) zu, einer Ihrer letzten Veröffentlichungen, und befördern ihn damit, wie schon zuvor in *Konservatorium* (1995), in die Rolle des Kommentators. Wie kamen Sie auf die Idee, diesen Wiedergänger in die Welt zu setzen, was verbindet Sie persönlich mit Ihrem Alter ego, und was haben Sie ihm zu verdanken?

UH: Auch hier folge ich Vorbildern. Viele renommierte Autoren haben sich Doppelgänger mit umgekehrtem Vorzeichen geschaffen. So stößt man bei Kurt Vonnegut immer wieder auf den abgewirtschafteten SF-Schreiberling Kilgore Trout, und Samuel Johnson, der Literaturpapst der englischen Aufklärung, entdeckt in seinem Bekannten Richard Savage das Alter ego, das er selbst hätte sein können. Ihm widmet der an sich bärbeißige *man of letters* eine einfühlsame und verständnisvolle Biographie, denn er schreibt über einen zweiten Dr Johnson, über sich selbst ohne Fortune. Die Doppelgänger sind in der Regel Loser; sie haben Blitzableiterfunktion, damit die Erfolglosigkeit nicht ihre Schöpfer trifft. Bei Klaus Steintal gibt es dieses Gefälle nicht. Da ich in deutschen Literaturgeschichten nicht vorkomme, ist er mein Kumpel geworden. Als untergehakte Veteranen steuern wir die nächste Nebelbank an.

FM: Als wiedergekehrter Selbstmörder ist Steintal ein Zombie, ein Untoter. Anders gesagt, in seiner Wirklichkeitsbetrachtung bekommt das Leben einen todessüchtigen Sog. Aber das alles ist aufgehoben – also gleichzeitig bewahrt und relativiert – in der literarischen Fiktion. Und in diesen Gefilden scheint Ihnen das Spiel mit solchen Transgressionen einen Heidenspaß zu machen. Dabei kann es sich aber auch nur um eine Oberflächenerscheinung handeln. Ich erinnere an den durchaus nicht unkomischen Totentanz in Hermann Burgers *Tractatus logico-suicidalis* (1988). Trotz seiner karneva-

lesken Züge wird in diesem Buch eine existenziell bedrohliche Komponente unmittelbar evident: Burger hat seine »einmalige Begründung eines einmaligen Suizids« nicht überlebt. Wo sehen Sie Unterschiede zwischen Burger und sich selbst – in der Art und Weise, Literatur zur Bewältigung (oder Förderung) von Krisen zu funktionalisieren?

UH: Ich weiß nicht, ob ich die Frage richtig verstehe, aber jeder Künstler spielt – mit immer höherem Einsatz, bis er bei Vabanque und russisch Roulette angekommen ist. Hermann Burger war so ein Zocker und ein Zauberer obendrein. Fast hätte ich mich versprochen und Zauderer gesagt. Beides stimmt. Burger hat sich weg- und zurückgeschrieben und auch im *Tractatus* steckt noch eine Wette aufs Überleben. Er hat sie verloren, aber mit Stil. Simon Zumsteg, der Herausgeber der kürzlich erschienenen Gesamtausgabe, hat mir ein Tondokument zugänglich gemacht, in dem ein Freund des Verstorbenen aufzählt, was er nach dem Selbstmord Burgers auf seinem Schreibtisch vorfindet. Es sind drei meiner eigenen Bücher darunter. Erst überläuft es einen kalt, aber dann versteht man das posthume Kompliment. Auf Hermann Burger, mit dem ich literarisch und stilistisch nicht sonderlich viele Berührungspunkte habe, lasse ich nichts kommen.

FM: Im Erscheinungsjahr des *Tractatus* haben Sie mit Burger im Frankfurter Hof ein Gespräch über Melancholie geführt und mit ihm im Berliner Salon zum Thema *Lust am Untergang?* vor laufenden Kameras zusammengesessen. Im selben Jahr erscheint auch Ihre Rezension des genannten Buchs. Sie liest sich wie ein Rettungsversuch in letzter Sekunde. In Ihrem Nachwort zur erwähnten Gesamtausgabe scheinen Sie Burgers »Verausgabungskunst« – die Allianz der Lebensmüdigkeit mit und für die Literatur – allerdings zu bewundern. Ein Widerspruch?

UH: Ja, ich erinnere mich gut an das erste Treffen. Er hatte mich zu einem Interview für die Schweizer Kulturzeitschrift *Du* in dieses Nobelhotel eingeladen. Zu einem sündhaft teuren Essen, das offenbar unter Spesen fiel. Die Hotellobby war verbarrikadiert, weil umgebaut wurde, aber im Restaurant sahen uns gleich drei Kellner auf die Finger und Teller. Hermann Burger genoß das – zwischen den Gängen hatte er Kartentricks parat –, mir drehte sich der Magen um. In der gedruckten Interviewfassung ist denn auch mehr vom Menu die Rede als von dem, was ich ihm aufgetischt habe. Zu Recht, ich stand ja unter Kulturschock. Das Fernsehstudio war Gold dagegen. Aber auch da haben wir aneinander vorbeigeredet. Und auf die Rezension, deren Tenor Sie schon richtig wiedergeben, hat er auch nicht gehört. Wir konnten uns nur zuwinken, jeder auf seinem eigenen Seelenverkäufer, jeder auf seinem eigenen Kurs.

FM: Schon in Ihren frühen Aphorismen haben Sie den Freitod gegen seine Verächter in Schutz genommen, allen voran natürlich die Theologie. Welche Legitimationsvoraussetzungen müssen aus Ihrer Sicht erfüllt sein, um Hand an sich zu legen, oder stellt sich diese Frage erst gar nicht?

UH: Ganz einfach, man muß den Mut und die Kraft haben, den Freitod in den Selbstmord zurückzuverwandeln. Da ist die extremste Form vom Gewalt im Spiel, deren ein Mensch fähig ist, die Gewalt gegen sich selbst. Deshalb ist das *Hand-an-sich-Legen* (Jean Améry) auch nicht delegierbar. Wer es aufgrund seiner Schwäche und seines körperlichen Zustands nicht mehr gebacken kriegt, für den ist der Zug abgefahren, der soll nicht noch andere mit hineinziehen und sie zu seinen Henkersknechten machen. Ich habe das alles neulich in der in *Sinn und Form* erschienenen Polemik »Wider das Herumdoktern an den Notausgängen« etwas weniger grobschlächtig zu formulieren versucht.

FM: Zu den erhellenden Einsichten des erwähnten Aufsatzes gehört, daß der Suizidant im entscheidenden Moment auf Selbstprogrammierung oder Schmerzenstraining zurückgreift und alles in die Waagschale wirft, um Selbsterhaltungstrieb und Todesangst zu überwinden. Mit der Vorstellung des Selbstmords als Kurzschlußreaktion scheint also etwas nicht zu stimmen, und auch der Vorwurf der Feigheit greift nicht. Und Sie gehen mit der aktiven Sterbehilfe ins Gericht. Fast scheint es so, als würden Sie eine Zeit kommen sehen, in welcher Selbstmorde aus ihrer exzentrischen und exklusiven Stellung entlassen und zu einer allgemeinen Praxis werden, als kollektive Stillelegungen in unserer überalterten Gesellschaft?

UH: Die inzwischen ihrerseits hochbetagte sogenannte Selbstmorddebatte besteht zum überwältigenden Teil aus Schmähungen und übler Nachrede. Die Verleumder unterschiedlichster Couleur kommen dabei, so will es mir scheinen, mit mehreren Dingen nicht zurecht: einem Nein, das sie nicht einmal zu denken, geschweige denn in die Tat umzusetzen wagen, der skandalösen Un-erreichbarkeit des Grenzverletzers und existenziellen »Republikflüchtigen« für Sanktionen – man kann sich nur noch ohnmächtig an seiner Leiche und gegebenenfalls an seinen Hinterbliebenen austoben – sowie der sich verbotenerweise einstellenden gleichsam numinosen Scheu und verschämtesten Bewunderung für ein Menschenmögliches jenseits der eigenen Reichweite. Was die gegenwärtige Sterbehilfediskussion für die Verteidiger des »Freitödlers« (Burger) zu einem Pyrrhussieg macht, ist der damit einhergehende Versuch, dem Täter den Schneid abzukaufen, d. h. den singulären und in der Tat fast übermenschlichen Todesmut zu einer Service-Leistung herabzustufen und zu verbilligen. Für einen solchen Abschied auf Bestellung braucht es dann kein Fünkchen Tapferkeit und Selbstüberwindung mehr, weil man sich

in die Bewußtlosigkeit davonstiehlt und dort das Stornieren von Dritten erledigen läßt, die ihr Gewissen rechtzeitig in die Gehirnwäsche gegeben haben und mit der weißen Weste des Wohltäters hausieren gehen. Das Ganze hat in der Tat mit Entsorgung, auf gut deutsch Abfallbeseitigung, zu tun und macht einen sterbenselend.

FM: E. M. Cioran schreibt, es sei unmöglich, auch nur eine Zeile von Kleist zu lesen, ohne daran zu denken, daß er sich das Leben genommen hat. Unter den von Ihnen übersetzten und herausgegeben Autoren finden sich ja auch einige Selbstmörder – Robert Burton, Philipp Mainländer, Jack London. Ich vermute, das ist kein Zufall? Was reizt Sie an solchen Autoren, und inwiefern strukturiert für Sie das Wissen um die biographischen Hinter- und Abgründe Ihre Lektüreerfahrungen und Übersetzungsarbeit vor?

UH: Cioran schreibt sinngemäß auch, daß er seine Zeit damit verbracht habe, den Selbstmord großräumig anzupfehlen und jedem Lebensmüden, den er persönlich kannte, davon abzuraten. Der Mann ist ganz normal – und am Ende schon ein bißchen senil – in einem Altenheimbett gestorben. Es lebe die Inkonsequenz! Ein Hoch auf die Umkleidekabinen zwischen Wort und Tat! Wenn die Autoimmunen, die Selbstabstoßer, leicht überrepräsentiert sind unter den Autoren, mit denen ich kann, ist das also nicht unbedingt ein schlechtes Zeichen.

FM: Ich greife etwas vor: Nach Erscheinen der *Konturen der Philosophie der Menschenflucht*, so lautet der Untertitel Ihres Hauptwerks *Das Untier* (1983), wurden Sie von Zeitgenossen gefragt, warum Sie sich nicht schon längst selbst umgebracht hätten. Einige wollten Ihnen die Arbeit sogar abnehmen! In einer ORF-Sendung entgegenen Sie solchen fürsorglichen Demissionsempfehlungen sinngemäß, daß Sie lieber im Diesseits bleiben, und Sie

machen dafür eine bestimmte Antriebskraft verantwortlich: die Neugier. Wenn auf der einen Seite Ciorans Negativdiktum steht, daß es ein schwerwiegender Nachteil ist, geboren worden zu sein, und man sich ohne die Idee des Selbstmords augenblicklich umbringen müßte, wie lautet dann Ihre positive Sicht auf den Überlebenswert?

UH: Ach ja, es ist schon atemberaubend, wie bereitwillig und selbstlos einem die lieben Mitmenschen die Startbahn ins Jenseits freiräumen. Die ewige Advents- und Weihnachtsstimmung mit ihrem derzeit elektronischen Zukunftslametta empfindet schon ein paar schwarzmalerische Nischenexistenzen als schwere Bedrohung und holt verlässlich zum Befreiungsschlag aus. Sich solchen Strafexpeditionen mit möglichst wenig blauen Flecken zu entziehen, trotzdem weiterzumachen und weiterzukommen, mit immer mehr Professionalität und Kaltschnäuzigkeit Katz und Maus zu spielen, das ist das Lebenselixier, nach dem Sie fragen.

FM: Es gibt einige Ihrer Aphorismen, die ich fast ständig mit mir herumtrage. In der Sammlung *Hirnschlag* beschreiben Sie sich als »senilen Frühdreißiger«, der sich mit den Greisen, die ihm auf der Münsterschen Promenade entgegenwanken »eigentümlich wesensverwandt« fühlt. »Wer den Kopf auf die Hand stützt, wiegt damit gleichsam den eigenen Totenschädel«, sagen Sie an anderer Stelle. Aus der Sicht einer optimistischen Lebenshaltung eine eher betrübliche Erkenntnis für einen jungen Mann. Wenn man Sie kennt, weiß man, daß Sie diesen Einsichten bestimmt auch Positives abgewinnen – was wäre das?

UH: *Das Untier* war ein letztes Buch. Wenn man danach noch weiterschreiben will, muß man das vorletzte, drittletzte, viertletzte in Angriff nehmen. So kommt es, daß ich in meinen Dreißigern ein neunmalkluger Zerebralgrufti – danke für die Blumen – war und heute auf der Promenade in Kinderwagen hineingestikuliere, weil mir

der Blick von tief unten aus dem Verdeckschatten so innig vertraut vorkommt und manche von den Vershobenen aussehen, als hätten sie schon ein Dutzend Planeten hinter sich, die auch kein Zuckerschlecken waren. Die Pessimisten, hat mal ein Aphoristikerkollege gesagt, sparen sich ihren Optimismus für schlechte Zeiten auf. So ist es. Die eiserne Ration schlingt man nicht leichtfertig herunter, sondern nur im äußersten Notfall. Daß sie dann ungenießbar und verdorben ist, steht unter solchen Umständen zu erwarten, überrascht niemanden mehr und bestätigt die Unheilserwartungen auf das erfreulichste.

FM: Sie beschreiben ja ein Vorseilen des Selbstgefühls über das Hier und Jetzt hinaus, ein Vorauslaufen in den Tod. Dahinter steckt, daß der Tod ein Kontinuum ist und kein punktueller Vorgang, ein Absterben über Jahrzehnte. Dieses steigert sich bis zur Wahrnehmung, daß das Leben etwas im Grunde schon Abgeschlossenes und lediglich Nachgeschlepptes ist. Die innerlich leblose Hülle fällt mir ein. War oder ist das wirklich Ihr Lebensgefühl?

UH: Darauf kann ich, nicht zum ersten Mal, nur über einen kleinen Umweg antworten. Ohne-mich-Welten, also Milieus, in denen ich nicht oder nicht mehr vorkomme, haben mich immer fasziniert. Wenn sie im Singular auftreten, heißen sie Tod, als Kollektivphänomen Menschenleere. Die Pointe ist nun, daß kein Tourismuskonzern sie im Angebot hat. Man kann sie nur via Einbildungskraft betreten und auskundschaften. Allein Literatur und Kunst bringen diesen Houdini-Akt zustande, sich da umzutun, wo man fehlt. Unser bewundernswerter Kopf generiert in diesem Fall eine Wirklichkeit, die dadurch definiert ist, daß es darin keine einfallsreichen Köpfe mehr gibt, beschwört seine eigene Abwesenheit herauf. »Imagination Dead Imagine« heißt dieser Befehl, den sich Beckett in einer späten Kurzgeschichte

selbst erteilt und auf unvergeßliche Weise ausführt. Letzte, postapokalyptische Erlebnisräume hatten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Konjunktur. Mit guten Grund, wie ich oben schon angedeutet habe. Ich habe in diesem Hexensabbat mitgemischt und mitgetanzt, und zwar besten Gewissens, denn ohne diese Veranstaltungen wären wir in einem »Menschlichen Elende« angekommen, das uns »wie Rauch von starken Winden« – so die Schlußzeile von Andreas Gryphius – in heiße Luft und Fallout-Schwaden aufgelöst hätte.

FM: Im *Untier* verwandeln Sie die Apokalypse zu einer Herausforderung: Wir selbst werden aufgefordert, uns bewußt und sehenden Auges den Garaus zu machen. Dabei verbinden sich die individuelle und die globale Perspektive miteinander. Sie werden zum Psychologen in eigener Sache und fragen sich, ob Sie in Ihrem Endzeitbewußtsein nur die Angst vor dem privaten Tod planetarisieren. Oder behaupten, daß der Selbstmörder den Gattungstod in »einer Art ungeduldigen Symbolismus« antizipiere. Entweder projizieren Sie also – oder die letalen Tendenzen der Einzelsubjekte summieren sich auf zu einem maroden Metaorganismus, mit dem es nur noch zu Ende gehen kann?

UH: Ob ich in dieser Streitschrift meine subjektiv-unmaßgebliche Todesangst projiziert und globalisiert habe oder nicht, wen kümmert's? Statt der psychologischen sollten hier eher die kognitiven Prozesse akzentuiert werden. Zwei Stichworte mögen genügen. *Das Untier* ist Präventivliteratur, schreit das »Spring doch!« heraus, das immer dann ertönt, wenn man sich angesichts eines Menschen auf der Kippe nicht mehr zu helfen weiß und alle anderen Mittel versagt haben. Und es ist Eventualitätsphilosophie. Philosophen sind Sinn-Addicts; sie hängen am Tropf, der verständlich macht, wie andere an der Flasche. Eine Menschheitsgeschichte, die in die selbsterzeugte Menschenleere mündet, stellt für dieses sich

selbstverständliche Sinnverlangen eine beachtliche Herausforderung dar. Sie ist dadurch nicht gerade einfacher zu bewältigen, daß es nach dem Holozid an philosophischen Hirnen ebenso mangelt wie an den Betonköpfen, die die Katastrophe ausgelöst haben. Deshalb muß man das Sinnstiftungsprojekt in Angriff nehmen, bevor es knallt. Soviel immerhin ist sich Homo sapiens sapiens schuldig, und es war mir eine Ehre, mit meinen schwachen Kräften bei der Abfassung des philosophischen Nachrufs zur Verfügung zu stehen.

FM: Im Spiegel haben Sie 1999 ein Essay mit dem Titel »Sisyphus im weißen Kittel« veröffentlicht. Darin polemisieren gegen die Erlösungsversprechen der Medizin und, wenn das Ende dann doch unvermeidlich wird, ihre Entstellung des bewußten Sterbens zum schnelllöslichen Instant-Tod. Am Anfang des Essays steht jedoch ein anderer Satz: »Wenn es soweit ist, will ich das hier nicht geschrieben haben.« Damit wären wir wieder bei den Widersprüchen. Wann glauben Sie, stellt sich die unmittelbare Todesangst ein, ist das wirklich erst auf der Zielgeraden der Fall oder gibt es Abstufungen? Ich denke zum Beispiel an Krankheiten, die ja auch als Vorboten erscheinen können.

UH: Ich könnte jetzt Walt Whitman vorschieben: »Do I contradict myself? Very well, then I contradict myself, I am large, I contain multitudes.« Aber dann hätte ich mir statt des Vorwurfs mangelnder Stringenz nur den wohl noch schlimmeren des Größenwahns eingehandelt. Lassen wir es also bei dem Eingeständnis, daß ich ebensowenig wie Sie oder wer auch immer sicher sein kann, ob ich in einer existenziellen Grenzsituation weltanschauungs- und überzeugungskonform handle oder nicht. Wir erleben uns als verlässlich nur in der Normalität. Wenn die zusammenbricht, kennen wir uns oft nicht wieder. Im Englischen gibt es den plastischen Aus-

druck *panic-stricken*, der das Ausgeliefertsein an Rückenmark, Kleinhirn und die Überlebensinstinkte benennt. Da ist es mit dem Vernünfteln vorbei. Ich wäre ein Narr, wenn ich den Eindruck zu erwecken versuchte, ich hätte ein (Patent-)Rezept. Vielmehr muß man sich der Möglichkeit stellen, daß man sich in einen Jammerlappen oder Übleres verwandelt. Stoa hin, christliche *ars moriendi* her, die Aristide Bruants und Les Goulues unter den Totentänzern sind nicht gerade Legion.

FM: Vor unserer Zeit war es so, daß die Alten zufrieden und lebenssatt im Kreise der Familie starben, das Ankämpfen gegen den Tod scheint eine neuere Erscheinung zu sein. Jedenfalls ist eine Erfüllung und Ausschöpfung des Lebens wohl das sinnigere Konzept als die Warteschleifen, die wir in Altenheimen drehen müssen, bevor wir die Fliege machen. Damit stellt sich zwangsläufig die Frage nach den Lebensinhalten, also dem, was Ihrem Leben Substanz gibt.

UH: Leider ist einer der Triumphe der modernen Medizin – bei Licht besehen – die Zerdehnung des Finale über Monate und Jahre hinweg, da gebe ich Ihnen Recht. Aber derjenige, der bei den ersten Zeichen von Gebrechlichkeit in die Zeitmaschine steigt, um sein Leben ruckzuck in einer guten alten Pestepidemie auszuhauchen, muß erst noch geboren werden. Bei Ihrem Auskunftsersuchen, was Lebensinhalte angeht, werde ich wortkarg. Werte beglaubigt das Vorleben, nicht das Zerpredigen. Wer die Dinge herausposaunt, die ihn tragen, der hat etwas zu verbergen.

FM: Ihr Aphorismenband *Einfallstor* erscheint 1998, zu diesem Zeitpunkt sind sie fast fünfzig. Das Buch unterscheidet sich sehr von der wilden und kraftstrotzenden Berserker-Polemik in *Hirnschlag*. Es ist überaus musikalisch, nicht nur, weil Sie sich darin auch mit Werken der klassischen Musik befassen. Sondern auch, weil Sie darin

den Blick noch stärker nach innen richten und Befindlichkeiten zum Klingen bringen. Sie schreiben: »Irgendwann zwischen vierzig und fünfzig erreicht man die dritte Welt. (...) Auf Schritt und Tritt feine Brechungen, andeutungsvolle Spiegelreflexe.« Und Sie gehen zurück in den eigenen Spuren und blicken voraus in die »Ohnemich-Welt«. Ich lese das nicht nur als Protokolle eines Vitalitätsverlusts oder eines Angekommenseins in der eigenen Endlichkeit. Denn die innere Stimmigkeit, die Sie beschreiben, hat auch etwas sehr Versöhnliches. Warum lohnt es sich, dieses Lebensalter unbedingt auszuprobieren?

UH: Ein halbes Jahrhundert ist eine vorzeigbare Verweildauer, vor allem für ein Geschöpf, von dem die Anthropologen behaupten, daß es als Sammler und Jäger evolutionsgeschichtlich auf wesentlich rascheren Verschleiß angelegt war. Wenn das stimmt, haben wir uns mit fünfzig ausnahmslos schon überlebt und müßten eigentlich mit Oldtimer-Nummernschildern unterwegs sein. Natürlich war das Paläolithikum körperlich viel strapaziöser als unsere komfortable Gegenwart, so daß wir länger halten; aber an der Vorstellung von der Zweitexistenz ist etwas dran. In diesem Alter ertappt man sich immer öfter in der Retrospektive, beginnt zunächst arglos zurückzublättern. Und dabei bin ich auf einen respektlosen, verschlagenen und dem geistigen Freibeutertum zugetanen Kobold gestoßen, von dem ich mich nicht selten belehren und manchmal beschämen lassen mußte und von dem ich nur zu genau weiß, er risse sich kein Bein aus, um meine Bekanntschaft zu machen. Fünfzig plus: einerseits abgestoßene Hörner, Feinabstimmung, Weichzeichner; andererseits aber auch Reinjektion der alten jugendlichen Renitenz. Alles in allem keine schlechte Phase.

FM: In *Hoffnungsträger*, einem Band, den Sie im Klappentext als »erste posthume Publikation« ausweisen, feiern Sie den Widerspruch auf ganz unterschiedliche Weise. (Dazu muß man wissen, daß Sie dem Schreiben im Jahr 2004 abgeschworen haben, dann aber wiederholt rückfällig geworden sind.) Ihre »kleine Unsterblichkeit«, liest man, wollen Sie erreichen, indem Sie solange falsche, sich widersprechende Todesdaten in die Welt setzen, bis sich der faktische Exitus glaubwürdig nicht mehr mitteilen läßt. Indem Sie Ihr Vorhaben öffentlich machen, entziehen Sie ihm aber zugleich die Basis. Noch stärker wird in Ihrer Gießener Abschiedsvorlesung im Juli 2014 deutlich, daß sich die Frage des Nachruhms beileibe nicht nur auf Ihre postkreative Phase bezieht, sondern auf den realen Tod des Autors. Anders gesagt: Sie suchen – auf den ersten Blick – nach Wegen, die sicherstellen, daß Ihre Mitmenschen den Schalter nicht einfach auf Aus stellen, sondern den Schriftsteller Horstmann in ihrer Erinnerung langsam wegdimmen. Das allmähliche Verblassen ist zugegeben eine tröstliche Vorstellung. Trotzdem will ich nicht verhehlen, daß ich diesen halb ernsten, halb ironischen Wendemanövern inklusive der sich überbietenden Selbstkommentare der letzten Jahre nicht folgen kann und immer wieder aus der Bahn geworfen werde, sobald ich es versuche. Worin liegt der Reim dieser Ungereimtheiten, wenn nicht in einem Maskenspiel, bei dem zu guter Letzt nur die Masken selbst bleiben?

UH: Gut gesagt. Die letzte Frage lasse ich so stehen. Wir kommen im Jubiläumsjahr 2014 darauf zurück.

FM: Viele Literaten und Philosophen haben eine theologische Spätphase, in der sie sich altersmilde auf einen höheren Zweck ihres Daseins besinnen. Welche Veränderungen können Sie an Ihrem Draht nach oben feststellen?

UH: Es bleibt die alte Standleitung. Darf ich mich selbst zitieren? Mein Gott hat keine Probleme damit, daß ich nicht an ihn glaube.

FM: In einem Ihrer Aphorismen lassen Sie das auktoriale Ich sagen, daß dieses gerne einen Probeabzug von der Form der Mondsichel zu seiner Todesstunde hätte. Damit kann ich leider nicht dienen. Zumindest in eine ähnliche Richtung geht jedoch die Tradition der *famous last words*. Damit ist im historischen England die Selbstverpflichtung gemeint, die Welt nicht ohne zitierfähige letzte Worte zu verlassen. Sie werden dereinst »Nachrufe zu Lebzeiten« zuhauf hinterlassen, aber vielleicht haben Sie trotzdem noch Lust auf einen weiteren Probelauf

...
UH: Da erinnern Sie sich falsch. Es ging nicht um Mondgesichter, sondern um die Sichelflügler. In welcher Formation die Mauersegler gerade fliegen, wenn ich die Fliege mache, das wüßte ich gern. Mein letztes Wort dagegen gebe ich Ihnen ungebührlicherweise schon jetzt zur Kolportage frei: »Wo bleibt er denn, der Versarger?«

Nachwort

Ulrich Horstmann ist – kann man das so sagen? – ein »Störfall« der westfälischen Literaturszene. Bei keinem anderen westfälischen Autor begegnen Querdenkertum und sprachliche Brillanz in derartiger Potenz, aufgefächert in nahezu alle literarischen Gattungen und stets so munter zu Papier gebracht, das es eine helle Freude ist. Ulrich Horstmann hebt ganze (Literatur-)Welten aus den Angeln, bereichert Themenspektren – von der Melancholie bis zum (Un-)Glück des Scheiterns –, liest dem Literatur- und Kulturbetrieb unerschrocken die Leviten und betreibt überdies ein fortwährendes Vexierspiel mit wechselnden Pseudonymen, mit denen er sich selbst potenziert, ironisiert und wiederholt dem Exodus ausliefert ... All dies scheint dem Verfasser dieser Zeilen in einer solchen quantitativen Ausuferung ziemlich einzigartig zu sein.

Ermöglicht wird Horstmann eine solche launische Umtriebigkeit durch eine Außenseiterrolle, die er für sich selbst in Anspruch nimmt und der er auch bei den von ihm favorisierten literarischen Hausgöttern (»großen Trunkenbolden, Nichtsnutzen und Lebensmüden der angloamerikanischen Literatur«, s.u.) bevorzugt nachspürt. Beispielsweise bei dem schottischen Schriftsteller und Pessimisten James Thomson, dessen von Horstmann zitierte Worte man gern auf Horstmann selbst beziehen möchte:

Zum Glück ... bin ich ein ganz unbekannter Autor ...
Man ist sehr frei, wenn man keinen Namen zu verlieren hat, und man ist noch freier, wenn man sich keinen schlimmeren Ruf einhandeln kann, als man schon besitzt, und, unter uns, ich verfüge über beide Privilegien.

Wer am literarischen Betrieb so randständig teilnimmt, kann frank und frei vom Leder ziehen, muss keine Rücksichten auf die Gepflogenheiten der Branche nehmen, kann lästern, spotten, kann die Rolle eines Wachrüttlers einnehmen, dessen Weckrufe vielleicht gerade noch rechtzeitig kommen, um die Zeitgenossen von ihrem hohen Ross herunterzukatapultieren. In einer solchen Rolle fühlt sich Horstmann wie ein richtiger »Glückspilz«, um aus seinem Band »Hoffnungsträger« zu zitieren.

Die von Horstmann gewählte Methode der oft schonungslosen Provokation ist nicht neu, wird von ihm aber individuell interpretiert. Im Kontext der westfälischen Literatur ist sie der eines Wiglaf Droste vergleichbar, dessen Spitzen gegen die Politik-, Kultur- und Medienwelt ebenfalls immer »aufs Ganze« zielen, ohne dabei freilich einen vergleichbaren akademischen Background im Rücken zu haben. Beide Autoren verbindet darüber hinaus – neben ihrer ostwestfälischen Herkunft – eine Vorliebe fürs sprachliche Kunsthandwerk, das bei Horstmann vom seriösen Wissenschaftsjargon bis zur flapsigsten Alltagssprache reicht.

Aber zeitigen Horstmanns Invektiven auch die beabsichtigte Wirkung? Horstmann hat sich wiederholt darüber beklagt, dass der literarische Betrieb ihn ignoriere, keine Kenntnis von ihm nehme. Er zog daraus die für ihn logische Konsequenz: Wenn andere ihn für tot erklären, könne er dies auch gleich selbst tun. Und nicht nur das. Auch sein literarisches Alter Ego, Klaus Steintal, ließ er aus dem Leben scheiden. Was »beide« freilich nicht daran hindert(e), weiterhin eine ungemeine Produktivität an den Tag zu legen und sich im »Pointenreich« (so ein Unterkapitel der »Untier«-Homepage, s.u.) nach Lust und Laune auszutoben. Hier nimmt es jemand mit der ganzen Welt auf und freut sich daran, das von ihm gescholtene Wissenschafts- und Literatur-Establishment (»Verwertungsgesellschaft Philologie«) in einer Form

aufzumischen, die sich, der Selbstauskunft nach, oft hart an der Grenze des sogenannten »guten Geschmacks« bewegen.

Die Verzweigtheit des Horstmann'schen Gedanken- und Publikationskosmos stellte den Herausgeber dieses Lesebuchs, das ja einen komprimierten Überblick über das Œuvre des behandelten Autors bieten soll, vor nicht geringe Probleme. Als »Gattungsstreuner« (O-Ton-Horstmann) tummelt sich Horstmann auf vielen Schauplätzen, und diese Teilgebiete diversifizieren sich – jedes für sich – weiter. Das gilt zum Beispiel für Horstmanns Romanschaffen. Es setzt 1985 mit der Wissenschaftssatire »Das Glück von OmB'assa« ein, in der Horstmann das westfälische Münster als intergalaktische Strafkolonie des Planeten »Imüz-Star« verunglimpft. 1990 folgte der Roman »Patzter« über eine Außerirdische, deren Tun den gleichnamigen Romanhelden von einer Bredouille in die andere schlittern lässt. 2002 ging Horstmann in dem ebenfalls grotesk überdrehten »Halbweltroman« »J« erneut in die Vollen. Er ließ einen Pfuschgott (»Schröpfer des Himmels und der Erde«) den Versuch unternehmen, unseren heruntergekommenen Planeten doch noch einer Vollsanie zu unterziehen, was natürlich nur schiefgehen kann. Der Halbgott ist ein um seine restlichen Buchstaben gebrachter Pleitier, der seine kosmischen Hypotheken nicht mehr tilgen konnte und nun auf der »schlechtesten aller Welten« in »Münzmar« – eine Wortverbindung aus Münster und Marburg, den Hauptlebensstationen Horstmanns – für weiteres Ungemach sorgt, ein Text, mit dem Horstmann »seine gesammelten Unartigkeiten« (Frank Müller) noch um eine weitere bereichere.

»J« vereint apokalyptischen Roman, Medienschelte, Religions- bzw. Wissenschaftskritik zu einer komisch-

burlesken Tour de force zwischen Steintaler Allee (eigentlich Steinfurter Str.), Domplatz, Uni-Klinikum und dem Fitness-Studio »Fleshlight« (ders.).

Ganz anders dagegen der fünf Jahre später vorgelegte Familienroman »Rückfall«, in dem Horstmann seinem Urgroßvater nachspürt, der 1887 nach dem Tod der Ehefrau seine vier Kinder im Stich lässt und verschwindet. Die Spuren der anachronistischen Menschenjagd führen nach Südafrika und in den Burenkrieg, wo sich fatale Ereignisse der Familiengeschichte zu wiederholen beginnen. Ähnlich heterogen präsentieren sich Horstmanns fünf Theaterstücke und seine sechs Hörspiele – aus beiden Bereichen konnte aus Platzgründen nur ein Beispiel ins Lesebuch aufgenommen werden, was vor nicht leichte Entscheidungen stellte.

Das galt auch für die Lyrik und Aphoristik, die im Mittelpunkt des Lesebuchs stehen. Beide Gattungen besitzen für Horstmann einen besonderen Stellenwert, der schon daran abzulesen ist, dass er zusammengekommen zwölf Bücher aus diesen Genres vorgelegt und durch Online-Veröffentlichungen aus jüngerer Zeit ergänzt hat (s. Untier.de). Außerdem erschienen zwei Lyrik-Auswahlbände: »Kampfschweiger. Gedichte« 1977-2007, Hamburg 2011, unter dem Pseudonym Horst-Ulrich Mann, sowie »Im Reich der Freiheit«, illustriert von Minh Tran, Fernwald 2014).

Fehlen durfte natürlich auch Horstmanns Programmschrift »Das Untier« nicht (sechs Auflagen, Erstauflage 1983). Mit dem Text hatte Horstmann seinerzeit für reichlich Gesprächsstoff gesorgt und sich den Ruf eines enfant terrible der Philosophenszene erworben. Im »Untier« interpretiert er die Evolution als eine einzige Kette sich wiederholender Versuche des Menschengeschlechts, die eigene Existenz zu eliminieren. Im Hightech-Zeital-

ter sei der Mensch dieser Sehnsucht nach Selbstauslöschung näher denn je gekommen. Die Kritik reagierte gereizt auf die sprachlich brillant vorgebrachten Thesen des »akademischen Springinsfelds« (Frank Müller), der gerade seine Habilitationsschrift mit dem Titel »Ästhetizismus und Dekadenz« eingereicht hatte. Wann »Professor Horstmann seinen Nervenarzt zuletzt konsultiert habe«, hieß es seinerzeit in einer Kritik. Der »Spiegel« schwärzte Horstmann als »Radikalen im öffentlichen Dienst« an.

Wer hier A sagt, kann gar nicht anders, als auch B zu sagen, heißt, Horstmanns wegweisende Essays zum Thema Melancholie und Kultur- und Zivilisationskritik mit zu berücksichtigen. Ergänzend aufgenommen wurden Interviews Horstmanns mit Timo Engler und Frank Müller, in denen er Grundaxiome seiner Poetik und seines Denkens zum Ausdruck bringt.

Über Horstmanns Œuvre resümiert Frank Müller:

Schon ein flüchtiger Blick auf Ulrich Horstmanns Bibliografie versetzt in Erstaunen angesichts der überbordenden Vielfalt und schieren Quantität seiner Veröffentlichungen: 34 selbständige Publikationen hat dieser umtriebige Autor bis heute in die Welt gesetzt, Neuauflagen, Einzelausgaben der Theaterstücke und Online-Veröffentlichungen nicht mitgezählt. Dieser Bestand teilt sich in 20 literarische Monografien sowie 14 Bücher mit essayistisch-wissenschaftlichem »Content«. Addiert man die Übersetzungen (12) und Herausgaben (9) hinzu, blickt man auf eine noch beeindruckendere Zahl (55). Darin tritt aufs Nachdrücklichste der vom bekennenden Melancholiker Horstmann ausgemachte Antrieb künstlerischen Schaffens hervor, die »Melancholie als ästhetische Produktivkraft« (s. Untier.de)

Müller gelangt zu der Gesamteinschätzung:

Bei allen berechtigten Vorbehalten gegenüber der Anwendung von quantitativen Methoden auf die Literatur, die, wenn sie denn zum Zug kommen sollen, seriöserweise auch Auflagen, Reichweiten und andere Faktoren mehr berücksichtigen müssten, wird daraus eine gewisse Schwerpunktbildung erkennbar. Sie hilft, Horstmanns Selbsteinschätzung – »Schließlich bin ich alles nur halbwegs geworden, ein halber Literat, ein halber Philosoph, ein halber Philologe« – zu präzisieren: Der Literat Horstmann hat gegenüber dem Literaturwissenschaftler Horstmann endgültig die Oberhand behalten. (Ebd.)

In solchen Zusammenhängen kann auf die im Falle Horstmanns gute Editionsfrage verwiesen werden. Die ersten beiden Bände einer neuen Gesamtausgabe präsentieren in einem Gesamtumfang von fast 1.000 Seiten Essays und Interviews (Bd. 1) sowie Gedichte und Aphorismen (Bd. 3) in opulenter Breite. Bereits 1996 war mit »Beschwörung Schattenreich« eine Ausgabe seiner gesammelten Theaterstücke und Hörspiele erschienen. Auch die Sekundärliteratur (ein von Horstmann verunglimpfter Terminus) ist zu einem stattlichen Berg angewachsen. Exemplarisch seien hier die Sammelbände »Steintal-Geschichten. Auskünfte zu Ulrich Horstmann« (Hg. von Rajan Autze und Frank Müller, 2000) und »Jenseits der Apokalypse. Hinweise zu Ulrich Horstmann« (Hg. von Frank Müller, 2015) genannt, ergänzt durch Alexander Eilers (Hg.) »Entlassungspapiere. Festschrift für Ulrich Horstmann« (untier.de, 2017). Eine Klammer all dieser Bemühungen bietet die mehrfach erwähnte, von Frank Müller betreute materialreiche Ulrich-Horstmann-Homepage untier.de mit den Rubri-

ken »Die Bücher«, »Hören & Sehen« »Horstmann lesen«, »Interviews«, »Forschung« und »Fundstücke«. Dabei kommen neben den literarischen Arbeiten auch zahlreiche Übersetzungen und Herausgaben zu Wort (Stichwort: »Am Gutenberg«). Unter »Fundstücke« stoßen wir auf 15 Themen und Motive, die Horstmann besonders umtreiben, darunter »Das Zweite Ich« (»Doppelgänger. Mal als Figuren lustvoller Ich-Entgrenzung, mal nicht von dieser Welt«), Metamorphosen der Apokalypse (»Von der anthropofugalen Poesie zur Beinahe-Katastrophe«), Selbstauslegung (»Wider die Missverständnisse. Ironische Selbstkommentare und bierernste Erklärungsversuche«) oder auch »Liquidierung« (»Von der Trunksucht. Unter literarhistorischer Perspektive wie im Selbstversuch«). Wir lernen die vielen Facetten eines querdenkerischen Workaholics kennen, bei dem man sich alles vorstellen kann, nur eines nicht: dass er sich mundtot machen ließe.

Das vorliegende Lesebuch kann und will zu alledem nicht in Konkurrenz treten. Es stützt sich auf den subjektiven Blick eines Lesers, der Horstmanns Werk seit nunmehr vier Jahrzehnten verfolgt und dem daran gelegen ist, dass der Autor in einer repräsentativen Publikationsreihe zur westfälischen Literatur mitvertreten ist.

Abschließend noch ein kurzer Blick auf Horstmanns Lebensstationen bzw. auf seine beiden Lebensläufe, zählt er doch sein Pseudonym Klaus Steintal, das als Herausgeber, aber auch als *dramatis persona* in seinen Theaterstücken und Hörspielen etliche Auftritte hat, gleichberechtigt mit. Auch hier rekurren wir auf www.untier.de, eine Website, die jedem Horstmann-Leser oder Horstmann Neu-Leser nachdrücklich empfohlen sei:

KLAUS STEINTAL, geboren 15.3.1949 in Bünde. Tritt als Autor der Erzählungen Höllenfahrt und Unter der großen Ebene (beide 1977) erstmals in der literarischen Kleinzeitschrift Aqua Regia in Erscheinung. Den vorzeitigen Schlußstrich zieht der kaum Zwanzigjährige am 20.11.1968 mit einem Frontalzusammenstoß in der Nähe von Münster, der noch weiteren drei Menschen das Leben kostet. Durch eine Verkettung glücklicher Umstände gelangen Steintals Nachlaßschriften in die Hände des jungen Literaturwissenschaftlers Ulrich Horstmann, der in ihnen – so Horstmann im Nachwort zur Nachlaßausgabe – eine »künstlerisch erfolgreich sublimierte ... Evolution des Willens zum Tode« dokumentiert findet. Steintal erhält im Schattenreich jedoch kein Bleiberecht und absolviert seit seinem Debüt in Horstmanns Erzählung Steintals Vandalenpark (1976) in den literarischen Arbeiten des ehemaligen Mentors ein wahrhaft selbstmörderisches Programm: Steintal, das neue Alpha-Tier in einer Anlage für Menschenhaltung, Steintal, der Rohrkrepieler im Silo (1984), Steintal, der Anthropoid-Zweigeschlechtliche vor einem extraterrestri-schen Flurschadenkommissariat, Steintal, der zwielich-tige Korrektor der Habilitationsschrift Horstmanns. Der Vordenker und Nachzehler kann sich schon in Horstmanns Roman Patzer (1990) ob der ständigen Heimsu-chungen nicht mehr zusammennehmen und fällt in mehrere Figuren auseinander. Im Konservatorium (1995) übernimmt er seinerseits He-rausgeberpflichten und rügt die Zudringlichkeit des ehemaligen Betreuers, den er spitzfindig als die »Rache Ostwestfalens« bezeich-net.

ULRICH HORSTMANN, Prof. Dr. phil., geboren 31.5.1949 in Bünde, lebt in Marburg. »Aufgewachsen unter beredten Büchern im mundfaulsten Teil Westfalens«, Studium der Philosophie, Anglistik, Pädagogik und Geschichte. 1974 Promotion über Edgar Allan Poe. Nach der Habilitation über Ästhetizismus und Dekadenz (1983) Hochschullehrer in Münster (Westf.). Als erklärter »Gattungsstreuner« seit 1973 der literarischen Schwarzarbeit ergeben. Nachlaßverwalter des Selbstmörders Klaus Steintal, dessen Arbeiten er 1976 unter dem Titel »Er starb aus freiem Entschluß« veröffentlicht. Auf Horstmanns Konto gehen Essays, Erzählungen, Romane, Aphorismen, Theaterstücke, Hörspiele, Gereimtes und Ungereimtes. Noch vor seiner Entlarvung als Untier (1983), einem Hirn-schlag (1984) und einem kräftigen Schluck »garstig Mistlachwasser« (Schwedentrunk, 1989), gelingt ihm im Terrarium die Aufzucht von Würm (beide 1981). Der Spender kann jedoch erst Jahre später (1985) ermittelt werden. Stellt in einem SPIEGEL-Essay Arthur Schopenhauer als Vernichtungsphilosophen vor und wird als Bruder Leichtfuß der Apokalypse angeschwärzt. Vom Förderer Günter Kunert 1988 mit dem Kleist-Preis über den grünen Klee gelobt. Als erklärter Gegner einer hoffnungslos optimistischen Weltsicht und Gewährsmann der melancholischen Lebenshaltung bekennt sich Horstmann zur Schwermut als »schöner Kunst der Kopfhängerei«. Schreibt mit der utopischen Fabel Das Glück von OmB'assa (1985) unnachsichtig gegen die westfälische Heimat an. Obgleich für Horstmanns Stelle als Hochschullehrer bald kein Bedarf mehr besteht, läßt der Autor auch weiterhin die Puppen tanzen: Ansichten vom Großen Umsonst (1991), Infernodrom (1994), Altstadt mit Skins (1995). Erst spät öffnet sich ihm ein Einfallstor (1998). Seit 1987 unermüdliche Editionsarbeit. Unter

der Prämisse einer »Kunst als Opfergang« erweckt Horstmann die großen Trunkenbolde, Nichtsnutze und Lebensmüden der angloamerikanischen Literatur zu neuem Leben. Mit den Jeffers-Meditationen (1999) präsentiert er sich als Mahner und geht mit einer analytisch orientierten Literaturwissenschaft hart ins Gericht. In zahlreichen Aufsätzen und Buchrezensionen nimmt der scharfzüngige Feuilletonist auch in Sachen Gegenwartsliteratur kein Blatt vor den Mund. Ulrich Horstmann lehrt derzeit Anglistik und Amerikanistik an der Universität Gießen, wo er mit seinen Bunkerphantasien nicht länger hinter dem Berg halten muß: »Ich (unterrichte) in einem Hörsaal ohne Fenster, was mir eine sehr halbherzige Schutzmaßnahme gegen das Austreten von Geist und die Umweltbelastung durch Nachdenken zu sein scheint. Vom 21. Jahrhundert erwarte ich, daß die Türen zugemauert werden.«

Hinzuzufügen ist lediglich, dass Horstmann inzwischen emeritiert ist, was er auch zum Gegenstand eines im vorliegenden Band abgedruckten Gedichts machte (»Emeritanien I«). Auf seinen Publikationsoutput hat sich das nicht ausgewirkt. Im Gegenteil: Horstmann präsentiert sich in seinen Texten quicklebendig und angriffslustig wie eh und je.

Textnachweise

per aspera bis *Resistenz* aus: *Wortkadavericon oder Kleine thermonukleare Versschule für jedermann*. Köln 1977 – I-XLIV aus: *Nachgedichte. Miniaturen aus der Menschenleere*. Essen 1980 – *Zwiesprache mit dem Brudertier* bis *Raumkapsel* aus: *Schwedentrunk. Gedichte*. Frankfurt am Main 1989 – *Altstadt mit Skins* bis *Karl Marx - winterfest* aus: *Altstadt mit Skins. Gedichte*. Paderborn 1995 – *Schlank, rank und Stehender Verkehr* aus: *Göttinnen, leicht verderblich. Gedichte*. Oldenburg 2000 – *Negative Höhe* bis *Fettlebwohl* aus: *Picknick am Schlagfluß. Gedichte*. Oldenburg 2005 – *Kampfschweiger II* bis *Openair mit Blickfang* aus: *Kampfschweiger und andere Unstimmigkeiten. Gedichte 1977-2007* (unter dem Pseudonym: Horst-Ulrich Mann) Hamburg 2011 – *Staubfänger I-III* aus: *Staubfänger und andere nachlässige Gedichte* (2015) auf www.untier.de – *Eiertanz* bis *Stunde der Wahrheit* aus: *Das vierte Floß der Medusa. Shanties von Bord*. Stuttgart 2017 – *Aufbruch* bis *Schwermutmacher* aus: *Schwermutmacher*, www.untier.de – Aphorismen: »Mit wachsendem Bildungsgrad« bis »sonst ist immer Weltuntergang«, aus: *Infernodrom. Aphorismen, Abtestate, Berserkasmen*. Paderborn 1994 – »Landauf, landab«... bis »wirft ihn in die Kiste«, aus: *Einfallstor. Neue Aphorismen*. Paderborn 1998 – »Symposion hieß einmal Trinkfest« bis »auf der rechten Schwimmflosse«, aus: *Hoffnungsträger. Späte Aphorismen und ein Entlassungspapier aus dem Dreißigjährigen Krieg*. Warendorf 2006 – »Die späte Intelligenz« bis »Trotzdem fährt einer auf«, aus: *Schlußlichterloh. Aphorismen aus dem Rückstau und eine Ausweichempfehlung*. Berlin 2018 – »Die meisten von uns«... bis »und zitterten fein« aus: *Blasser Schimmer. Notate* [2000] aus: www.untier.de – Prosa: Auszug aus *Patzer* aus: *Patzer. Roman*. Zürich 1990, S.

5-11, 32-36 – Theaterstücke: Auszug aus *Würm. Ein Spektakel* [= Teil 1 der Triologie *Aus der Nachgeschichte*, Uraufführung Stadttheater Gießen, 1982] aus: *Beschwörung Schattenreich. Theaterstücke und Hörspiele 1978-1990*. Oldenburg 1996, S. 7-15 – Hörspiel: Auszug aus *Kopfstand oder Über die Schwierigkeiten beim Anpassen der Prothese*, in ebd. S. 238-245 [Erstsendung SFB 1980] – Streitschrift / Essayistisches / Forschung / Theorie / Interview: Auszug aus *Das Untier. Konturen einer Philosophie der Menschenflucht* aus: www.untier.de [Erstausgabe als Buch: Wien und Berlin 1983; Frankfurt: Suhrkamp 1985-1993; Warendorf 2004; 6. Auflage: 2016] – Auszug aus *Der lange Schatten der Melancholie* aus: *Der lange Schatten der Melancholie. Versuch über ein angeschwärztes Gefühl*. Essen 1985; Neuauflage Hamburg 2012; auch www.untier.de – Auszug aus *Die Aufgabe der Literatur. Wie Schriftsteller lernten, das Verstummen zu überleben*. Frankfurt 2009; auch www.untier.de – Auszug aus *Schreibweise. Warum Schriftsteller mehr von der Literatur verstehen als ihre akademischen Bevormunder* Würzburg 2014; auch www.untier.de – *Das Prof – ein voreiliger Lexikoneintrag* aus *Tumult* 13 (1989), S. 27-28; Nachdruck Werke, Bd. I, S. 373-375 – *Hai Teck und Kabel-Jau. Eine Computerschelte* aus: *Spiegel Spezial* 1.3.1997, S. 24-26; Nachdruck Werke, Bd. I, S. 377-381 – *Literarische Wehrpflicht. Interview mit Timo Engler* aus: *LICUS. Zeitschrift für Literatur- und Kulturwissenschaften* 1 (2006), S. 127-136; Nachdruck Werke, Bd. I, S. 469-476 – *Selbstmord, Alter, Tod. Interview mit Frank Müller* aus: *Werke*, Bd. I, S. 489-500.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland

(Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69)) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80)) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Ludwig Homann (Bd. 92) ■ Victor Kalinowski (Bd. 93).